

Der grundgescheute Antiquarius



Heft 3 * Horst Stobbe Verlag München * Jahrgang I

Von dieser Zeitschrift erscheinen im Jahre sechs Hefte, wechselnd mit den sechs Seiten der Zeitschrift „Die Bücherstube“. Preis des Heftes Mark 6.00. Den Druck in der Original-Schwabacher besorgte Knorr & Sirth in München, das Zeichen auf dem Umschlag ist von Bruno Goldschmitt. Die Zuschriften und Sendungen zum eigentlichen Text und zu den Bücherbesprechungen sind an den Herausgeber Carl Georg von Maassen in München, Friedrichstr. 21 zu richten, die zu den Katalogen, Versteigerungen und Anzeigen an den Verlag in München, Ludwigstr. 17a.

I n h a l t

Burlesken	73
1. Kinderprobe der alten Deutschen	73
2. Die Susareninsel von Achim von Arnim	76
Matthäus Zuhers Lyrik von Georg Ellinger	82
Beiträge zur Lichtenberg-Forschung von E. Ebstein	87
1. Zwei unbekannte Billetts Lichtenbergs: an Dieterich und an Gatterer	87
2. Unbekanntes aus Lichtenberg's Notizbüchern	89
Lichtenberg-Anekdoten	91
Im Spiegel der Literaturgeschichte	92
1. Eine strenge Kritik Jean Paul Friedrich Richters	92
2. Ein kurioses Urteil über Friedrich Hebbel	93
Kleine Funde	95
1. J. G. Schummel: An Bürger in Wöllmershausen	95
2. Neues über eine Ludwig Devrient-Anekdote	97
Miscellaneen	98
Kreuz- und Querzüge	100
1. Ein Frühwerk Heinrich Heffkes	100

Der gründgescheute Antiquarius

Herausgegeben von Carl Georg von Maassen

Erster Jahrgang

München, November 1920

Drittes Heft

923.7

Burlesken

I.

Kinderprobe der alten Deutschen

M. S.

Ich fand gestern eine Nachricht von einer sehr lustigen Kinderprobe, die unter den alten Deutschen gebräuchlich gewesen ist. Sie ist ein wenig aus der Mode, ich gestehe es, denn wer würde es heutiges Tages einem Manne gut auslegen, wenn er zweifeln wollte, ob die Kinder seiner Frauen seine wären. Doch dem sey wie ihm wolle. Ein gelehrter Ausleger hat aus vielen Stellen der Geschichtschreiber bewiesen, daß die Deutschen die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder in einem Schilde auf den Rheinstrom zu setzen, und sie den Wellen preis zu geben. Blieb das Schild stehen, so war das Kind ein ächtes Pflänzgen, und die Freude der Eltern doppelt. Schwamm es davon, und nach einer andern Seite hin, so war es ein Surkind. Der deutsche Name Rhein soll eben daher seinen Ursprung haben, weil er gleichsam ein Richter der Reinigkeit und Unschuld des schönen Geschlechts gewesen; denn es ist doch wol zu vermuthen, daß unter einem so tugendhaften Volke sehr wenige Kinder werden davon-geschwommen seyn. Das ist wenigstens außer Streit, daß die Griechen obgedachten Strom eben deswegen ελεγχισμος, oder den Richter der Ehen genannt haben. Wenn es Ihnen M. S. nun einmal wieder belieben sollte, zum Besten des gemeinen Wesens zu träumen, so lassen Sie sich den Rheinstrom dazu empfohlen seyn. Sollten Ihnen aber Ihre eigene Träume des Morgens nicht sogleich wieder beyfallen wollen, so versuchen Sie es indessen mit nachstehendem von

Ihrem Diener

Scarron.

Es kam mir vor, als sähe ich eine große Walfahrt von Eheleuten nach den Ufern des Rheinstroms, und eben daselbst eine noch weit größere Menge von Zuschauern, unter denen ich mich selbst befand. Die Männer und Weiber

hatten alle ihre Kinder bey sich, sie sahen aber, wie mich deuchte, zerstreuet und verdrießlich aus, als ob sie sich nur eben zuvor gezankt hätten. Nur wenige gingen mit einem vergnügten Gesichte und unter gegenseitigen Liebkosungen nach diesem gefährlichen Flusse. Ich erfuhr, daß es auf eine große Kinderprobe abgesehen sey, und eilte deswegen voller Neugier aus dem Gedränge auf eine kleine Insel, von welcher ich das ganze Ufer übersehen konnte. Der erste, den ich sahe, war ein Gastwirth in voller Wuth, mit wenigstens zwölf Kindern, die er eines nach dem andern aufs Wasser setzte, ohngeachtet ihm sein Weib mit fliegenden Haaren und tausend Thränen zu Fuß fiel, um es zu verhindern. Der gute Mann war aber wirklich zu beklagen, denn von allen seinen Kindern blieb ihm nur das erste stehen, die andern gingen eines nach dem andern durch; eins schwamm nach einem Landkutscher zu, ein anders nach einem Studenten, eines nach einem Mönche, eben so viel nach dem Hausknechte, und die übrigen alle zu seinem guten Freunde und Nachbar, der des Abends immer einen Krug Bier mit ihm getrunken, und dem er sein ganzes Herz vertrauet hatte. Er wollte sonderlich über dies letzte Unglück fast in die Erde sinken; denn es war, wie man sagte, schon die dritte Frau, mit welcher er diese Probe machte. Nach ihm kam ein schönes, vornehmes Paar Eheleute, die so höflich und artig mit einander thaten, daß sie die ganze Sache nur zum Scherz angestellt zu haben schienen. Sie hatten zwey Kinder, die von vielen Bedienten zugleich auf das Wasser gesetzt wurden. Das Fräulein blieb stehen, ein kleiner pausbäckiger Junker aber schwamm auf den Jäger zu, der ihn auf den Fluß gesetzt hatte, und dem er auch wahrhaftig so ähnlich als ein Ey dem andern sahe. Die Dame erröthete, der Herr aber lachte nur schalkhaft und befahl dafür alle Kinder seiner Diener, Köche, Schreiber und Pächter auf das Wasser zu setzen, die auch alle sporenstreichs auf ihn zuschwammen. Er bekam einen artigen Schlag mit dem Fächer, und hob seine Schöne in den Wagen. Man sagte, daß dies Paar übrigens sehr wohl mit einander lebte. Ein sehr galanter Junggeselle, der nur von ohngefehr aus Neugier herzutrat, als viele Kinder zugleich auf dem Strom waren, machte ein noch seltsamer Schauspiel; denn er verursachte, daß diese kleinen Geschöpfe in einen rechten Wirbel geriethen, so viele derselben eilten zugleich auf ihn zu. Ich habe sie ohnmöglich behalten können, es waren aber Kinder von gewesenen Aufwärterinnen, Wäscherinnen, wackern Handwerksweibern, Krämerinnen, Caffeschenkerinnen, und unter andern ein häßlicher rothköpfiger Junge von einer Jüdin, noch eins dito mit schwarzen Haaren und weißen Zähnen, von einer Zigeunerinn, und endlich Zwillinge von einer Viehmagd. Ich erfuhr, daß dieser Herr vollkommen wohl zu leben wußte und bey aller Welt beliebt war. Endlich sahe man auch einmal einen Vater, der an seinen Kindern Freude erlebte.

Es war ein Dorffschulmeister, dessen Frau püchlich war, und keine Nase hatte. Seine sieben Kinder standen ihm alle sieben wie die Kohlstäudchen, und obgleich das älteste sich ein wenig auf die Seite eines großen Bauerlämmels wandte, der am Ufer stand, so kehrte es sich doch endlich völlig zu dem vergnügten Schulmeister. Dieser Triumph war ein rechtes Herzweh für den Pfarrer aus eben dem Dorfe, dem bey dieser Gelegenheit zwey artige liebe Kinderchen zu dem Kirchenpatron durchgingen, dessen Ausgeberinn er geheyratet hatte. Indem ich dieses wunderliche Schauspiel betrachtete, bemerkte ich plözlich eine große Bewegung unter dem Frauenzimmer, so gegenwärtig war. Die Ursache davon war, daß man eine Menge von Sündelkindern brachte, die in Schachteln, Kisten und Körben gewachsen, und ohne Mutter waren geböhren worden. Man hatte sie kaum auf dies zauberische Wasser gesetzt, als sie sich augenblicklich zu den strengsten Spröden, zu den Stiftsfrauen und Ordensschwestern, ja so gar zu einigen andächtigen Wittwen wandten, die schwarz und weiß gefleidet waren, und eben jezo gen Himmel sahen. Eine uralte ehrwürdige Matrone deckte sich für Schrecken das Gesicht mit ihrem aschgrauen Kleide zu, als ein großer Schäferknecht sich mit albernem Lachen aufs Wasser setzte, seine Mutter zu erfahren, und plözlich auf sie losgetrieben wurde. Ein Prälat, der ernsthafteste Mensch auf der ganzen Welt, hatte eine gleiche Verdrießlichkeit mit einigen kleinen Waisenknaben und Küchenjungen, die in Gegenwart des Bruder Frizens und des Gardians, mit welchen er in Proceß stand, diese Vertraulichkeit gegen ihn blicken ließen. Ein Paar junge Brautleute, die ihr Kränzgen mit größter Ehrbarkeit trugen, wurden von zwey kleinen Geschöpfen heimgesüchet, die in einem Dorfe waren verlohren gegangen, und die ein altes Bauermütterchen an den Fluß brachte. In einiger Entfernung glaubte ich darauf ein starkes Wehklagen zu hören, und als ich hinsah, waren es einige unglückliche Weibspersonen, entblößt und mit geschornen Haaren, die von so vielen ergrimten Männern von ihrer ganzen Verwandtschaft aus den Häusern gestoßen und mit Schlägen von einem Dorfe in das andere getrieben wurden. Ich erwachte plözlich davon, und mußte, als ich zu mir selber kam, die Ausschweifung meiner Phantasie belachen, die so widersinnige Dinge verbunden hatte; denn die jetztgedachte Strafe war aus der alten deutschen Welt, die obbeschriebenen Sitten aber waren die Sitten unsres Weltalters, obgleich die Kinderproben und die Walsfahrt nach dem Rheinstrom nicht mehr gebräuchlich sind.

Diese Burleske entnehmen wir dem ersten Bande der Sammlung „Der Bienenstock. Eine Sittenschrift, der Religion, Vernunft und Tugend gewidmet.“ 4. verbesserte und vermehrte Ausgabe. [Titelvignette von Drazowa nach Stein.] Hamburg, bey Johann Christian Brandt, 1765. 8. S. 364–367. (Es erschienen im ganzen 4 Theile, 1. Auflage. 1758–64. Eine Fortsetzung m. d. T. „Neuer Bienenstock“ 1764–68.) Der Herausgeber war Johann Dietrich

Leyding (1721—1781), Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Hamburg. — Ob die vorstehende Burleske wirklich aus Scarrons Feder stammt, vermag ich nicht festzustellen, obwohl ich mehrere Ausgaben daraufhin durchgesehen habe. Als vollständigste und beste Ausgabe seiner Werke gilt die, welche der verdiente Bruzen de la Martinière in 10 Bänden in 12^o herausgab. Vgl. Oeuvres de Monsieur Scarron. Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée [etc.] 10 vols. A Amsterdam, Chez J. Wetstein & G. Smith. 1737. — Der witzigen Schreibart nach müßte dies lustige Stück wohl von Scarron sein. — Die Beiträge des „Bienenstockes“ sind sämtlich anonym, doch stammen zahlreiche, wie ich festgestellt habe, aus der bekannten englischen Zeitschrift „The Spectator“ (1711—12), herausgegeben von Addison und Steele, deutsch (1739—43 u. ö.) Unsere Burleske, die ganz im Stile des „Zuschauers“ gehalten ist, habe ich jedoch auch hierin nicht feststellen können. v. M.

II.

Die Susareninsel

von

Ludwig Achim von Arnim

Ich ritt mit meinem Erbprinzen ganz allein durch einen tiefen Hohlweg. Die Baumwurzeln hingen über uns in der Luft, der Weg war frisch aufgerissen, der Boden noch naß, aber der Regensturz hatte sich in einem Bache verlaufen, der uns an das Ufer eines großen Sees brachte, das, so weit man sehen konnte, nichts als Wacholderbeersträucher hervorbrachte. Wir fanden ein kleines Haus und dabei eine Fähre; der Fährmann, der aus dem Hause trat, fragte uns, ob wir nach der Festung übersetzen wollten, die wir jetzt wie eine Perle auf einem großen blauen Türkis in der Mitte des Sees liegen sahen. Wir nahmen das Erbieten mit Vergnügen an; wir bemerkten wohl, daß wir auf unserm Ritt durch die vielen kleinen Fürstenthümer in das Gebiet eines gewissen Grafen gerathen, dessen Sonderbarkeiten damals allgemein beredet wurden. So war auch diese Festung lange der allgemeinen Unterhaltung preisgegeben; sie ist ein kostbares Werk, auf einer durch eingesenkte Steinmassen an einer flachen Stelle in der Mitte des Sees regelmäßig erbaueten eckigen Insel, von gehauenen Steinen nach den strengsten Regeln der Kunst befestigt; Bomben vom Ufer konnten fast nicht bis zu ihr hin, und selbst dagegen war sie sehr ordentlich kasemattirt. Der Fährmann erzählte uns auf dem Wege, daß die Besatzung aus einer Kompagnie der ältesten Invaliden bestehe, da aber diesen bejahrten alten Männern das Wachen unmöglich geworden, seyen die verrufensten Lustdirnen der Stadt aufgegriffen, in rothe Susarenmontur gesteckt und nach der Festung zur Besserung geschickt worden, wo sie eperziert mit den Invaliden abwechselnd den Dienst thäten Um ihr Entlaufen zu hindern, seyen alle Fahrzeuge, diese eine Fähre ausgenommen, versenkt; aus

Mangel an Liebhabern wären die meisten zu guten Töchtern geworden und liebkosten die alten Männer wie Loth von seinen Töchtern geliebt worden. Wir waren auf diese Garnison ungemein neugierig.

Bei unsrer Ankunft, nach mehreren Signalen des Fährmanns, wurde das Thor geöffnet, wo uns die Kuriosa, die Rittmeisterin dieser unberittenen Husarinnen, mit dem schönsten militärischen Anstande nach Namen und Charakter fragte; ihres Feuers Fülle glühte in ihren vorstehenden schwarzen Augen. „Herr Kammerad,“ sagte sie zum Erbprinzen, der Uniform trug, „nichts Neues vom Kriege; wenn uns der Teufel nur einmal von dem verfluchten Kamaschendienste frei machen wollte, meinethwegen möchte er mich holen.“ — Ich war allzusehr in Erstaunen, auch etwas ermüdet, um den Eindruck zu bemerken, den die Rittmeisterin auf den Erbprinzen gemacht hatte; leider lernte ich diesen erst aus der Wirkung kennen, als es zu spät war. Wie erstaunte ich, als am Morgen der Erbprinz, die Rittmeisterin und die Fähre vermisst wurden und der Kommandant der Festung mit sehr groben Schimpfreden mir erzählte, der Erbprinz müsse den Fährmann mit Gelde gewonnen haben, ihn und die Rittmeisterin ohne seine Erlaubniß überzusetzen; sie hatte in der Nacht die Thorwache, und so wurde ihr diese Kühnheit erleichtert. Erst später habe ich erfahren, daß der Fährmann, nachdem er die Fähre versenkt, mit beiden nach Frankreich geflüchtet ist, wo mein lieber Prinz noch jetzt mit tausend andern liebedlichen Gesindel ganz unbemerkt hauset. Ich weine eine Thräne seinem Schicksale; ich bin dadurch um meine Versorgung gekommen, bin landesflüchtig geworden — doch in den nächsten Tagen drängte mich damals noch nähere Noth. Erst wurden dem Fährmann alle Signale gemacht, bis man sich überzeugte, seine Hütte sei ganz leer. Da verwandelten sich diese Signale in Nothschüsse, welche die Hirten in der öden Gegend für Freudenschüsse hielten wegen irgend einer Feierlichkeit.

Nun lernten wir erst unsre Noth kennen, daran der Prinz bei seiner unbesonnenen Flucht wahrscheinlich ganz und gar nicht gedacht hatte; die Festung hatte sonst monatlich nach der nächsten Stadt gesendet, um ihre Vorräthe zu empfangen. Der Monat war im Ablaufen. Wir hatten trotz der kleinen Portionen, auf die wir zurückgesetzt wurden, bald nichts mehr zu leben. Die Festung war von dem Wasser im strengsten Sinne blockirt, und wir weinten oft, daß wir keinen Feind hatten, dem wir uns ergeben konnten. Ich wollte angeln und richtete mir dazu eine Saarnadel als Angelhaken ein, die ich spitz angeschliffen; die Schnur nahm ich von dem Besatze eines Kleides. Da aber die Festung ganz aus Stein gebaut war und aus Keinlichkeit keine Erde darauf geduldet wurde, so war kein Regenwurm zu finden. An Saat und Ernte war also durchaus dort nicht zu denken. Etwas Kressensaamen

wurde über das Bild des Landesherrn gesäet, das aus schlechtem Gips geformt war; aber der Kommandant aß sie alle in einer Nacht auf. Mäuse und Ratten waren nie auf die Insel gekommen, und die Vögel hatten längst eine Scheu vor den rothen Husaren, die wie Vogelscheuchen an allen Ecken der Festung auf der Wache standen. Ich hatte in meinem Reisefackel Gefäss „Ersten Schiffer“. Ich ergötzte mich an der Erfindung und suchte nach Holz, sie nachzumachen. Aber da es Sommer war, so hatte die Garnison nichts als Wacholderreiser zum Kochen. Die Gebäude waren alle ohne Dach über der Wölbung mit flachen Steinen gedeckt. Ein paar Tische, ein paar Tonnen, zehn Invalidenbeine waren alles Holzgeschirr. Daraus wäre es auch dem feurigsten Liebhaber unmöglich gewesen, ein Schiff zu bauen. Zum Überschwimmen war die Entfernung zu groß.

Unter solchen vergeblichen Rettungsversuchen nahte der Schreckenstag, wo nach der sparsamen Aufzehrung aller Lebensmittel durch das Loos entschieden werden sollte, wer sein Leben zum Unterhalt der andern hergeben müsse. Die Invaliden behaupteten kühn, sie hätten ihr Leben so oft gewagt, sie wären alt, ein ehrenvoller Tod für alle käme ihnen zu. Die Husarinnen im Gegentheil behaupteten, sie könnten keinen Invaliden verzehren, theils aus Zartgefühl, theils auch darum, weil so einer allzu zähe und knöchernig, meist auch kraftlos sey. Der Kommandant wies endlich auf mich, weil meine Nachlässigkeit der Grund des ganzen Unglücks gewesen. Alle stimmten ein; ich sagte aber, daß, so bereit ich zu der Aufopferung wäre, so nothwendig fände ich es nach meinem Gewissen, meinem Landesfürsten einen unterthänigen Bericht über meine Erziehungsmethode und über die Fortschritte des Erbprinzen zu machen. „Fort ist er,“ riefen die Leute, „fort mit dir!“ — Wahrscheinlich wäre es mir schlimm ergangen, wenn ich mir nicht in der Angst noch Erlaubniß erbeten hätte, noch einmal nach allen Seiten zu sehen, ob nirgends Hülfe; der Kommandant könne inzwischen sein Messer wegen. Wie ich noch kaum die vierte Weltgegend überschaut hatte, verkündigte ein Schuß vom Ufer die Anwesenheit von Menschen. Gleich signalisirten wir uns. Bald sahen wir viele Menschen am andern Ufer mit der Verfertigung eines großen Slosses beschäftigt. — Wie kann ich die Freude unsrer armen Hungerleider schildern und meine eigne, daß ich noch nicht verzehrt worden. Nach den Monturen schienen es keine Freunde, sie waren pomeranzenfarbig gekleidet, auch machten sie viele Vorsichtsanstalten, warfen Batterien auf und fingen an, uns zu bombardiren. Da sie aber mit der Pulverladung knauserten, und es überhaupt zu breit war, so fielen die Bomben in großer Entfernung von uns schon ins Wasser, weshalb unsre Husarinnen sie Plumphechte nannten. Wir steckten an allen Ecken weiße Fahnen aus, die aus den Schnupftrüchern

der Garnison zusammengeschnidert waren; in die Mitte hatten wir, um unsern Hunger anzuzeigen, ein Brodt gemalt. Diesen Flecken in den Fahnen sahen unsere Belagerer für Löcher an, wo ihre Kugeln durchgeschlagen. In der guten Absicht, uns recht demüthig zur Unterhandlung zu machen und überhaupt einen bestimmten Effekt hervorzubringen, daß es doch hiesse, wir hätten uns hitzig gewehrt, aber ihr Heldemuth habe uns doch endlich bezwungen, fuhren sie noch ein paar Stunden im regelmässigen Schießen fort und verloren wohl funfzig Mann durch das Springen ihres erhitzten Geschüzes. Die rothgeschwänzten Bomben durchzogen die Luft, die Kugeln sausten ohne unsern Schaden — und es wäre ein prächtiges Schauspiel gewesen, hätten wir nicht so arg dabei hungern müssen. Doch wurden einige erschossene Fische an die Festung getrieben, die wenigstens für den Moment uns erfrischten.

Abends endlich begab sich die ganze feindliche Macht, die stärker an Geschütz als an Menschen war, aufs Floß. Es waren nämlich Reichsexekutionstruppen, und der Fürst, dem die Exekution gegen den sonderbaren Grafen aufgetragen war, hielt sich nichts als Artillerie, weil er diese für die furchtbarste Waffe hielt. Vor jedem seiner Zimmer standen zwei Achtpfünder, und eine halbe Batterie reitender Artillerie hatte alle Nacht die Wache vor seinem Schlafzimmer. Was er nicht hatte, konnte er nicht senden, er sendete seinen Artilleriepark in das Wacholderbeerland, und dies war der schnelle glorreiche Effekt des ersten Unternehmens. Sie hatten mit Zwischenräumen nur achtundvierzig Stunden geschossen, und wir waren schon zur Übergabe der Hauptfestung des Landes genöthigt; aber freilich hatte die Wasserblockade schon drei Wochen an uns gezehrt.

Das bewaffnete Floß näherte sich mit aller Vorsicht und brennenden Lunten, ob sie gleich wegen der Schwere kein Geschütz hatten darauf setzen dürfen. Mit welcher Sehnsucht schlug unser Herz jedem Ruderschlage entgegen. Der schönste Tanz war uns der ernste Marsch, den die Hautboisten auf dem Floße spielten; und die Musik war stark besetzt, denn jeder Soldat war auch Hautboist. Das Schiff war nahe, die Nacht dunkel, da öffneten unsre Husarinnen mit solchem Heißhunger das Thor und ließen die Brücke nieder, daß die Feinde auf den Argwohn verfielen, wir wollten einen Ausfall machen. Sie hielten ihr Schiff an und wollten umkehren. Da fühlte ich noch so viel Kraft in mir, ihnen durch ein Sprachrohr entgegen zu rufen, sie möchten um Gottes Barmherzigkeit Willen die Festung einnehmen, oder wir schossen sie alle nieder. Die kanonirenden Reichsexekutionstruppen nahmen als Generalsalve einen Schnaps, dessen Geruch uns Thränen der Sehnsucht ins Auge lockte. Dann entschlossen sie sich zu dem Wagestücke, die Festung einzunehmen; doch machten sie es sprachröhrlich sich zur Bedingung, so viele von ihnen in die Festung stiegen, doppelt so viele

sollten von der Besatzung ins Schiff hinauspringen. Ich war keiner der letzten. Jede Husarin nahm einen Invaliden auf den Arm, und so waren wir bald alle in dem Schiffe, als noch nicht die Hälfte der Feinde in der Festung waren. Wiederum fürchteten sie Betrug. Und als die Frösche jenseit der Festung anfangen zu quaken, meinten sie, daß ihre eingelassenen Brüder ermordet würden. Endlich war das schwierige Geschäft beendigt; sie lachten uns aus, als sie oben waren, und schworen, eine so vollendete Festung hätten sie eine Ewigkeit vertheidigen wollen. Da machten wir uns über ihren im Sloße zurückgelassenen Proviant her und sprachen auch wieder kein Wort. Die Kinnbacken fnarrten aber, als wenn Knaster geschnitten würde. Endlich bekamen sie Argwohn über dieses Wesen bei uns, auch weil wir nicht fortruderten, und droheten uns in den Grund zu bohren. Wir wußten am besten, daß wir das bischen Pulver der Festung zu Signalschüssen und als Salz an den Speisen verbraucht hatten. Also fuhren wir nach unsrer Bequemlichkeit ans Ufer, wo wir uns aller zurückgelassenen Kanonen, Munitionen und Pferde des Feindes bemächtigten, dessen hungerndes Angstgeschrei wir jetzt schon vernahmen. In einem kleinem Tagemarsche kam unser kleines Korps in die Hauptstadt des Grafen, der von allen den Ereignissen noch gar nichts erfahren hatte, da er eben mit der Ausführung eines seiner Lieblingsgedanken beschäftigt war, sein Reich mit gemalten Soldaten, die zwischen Fuchsfallen vertheilt, die Schlachtlinien bilden, zu vertheidigen. Gleich eilte er mit seinen gemalten Soldaten und dem dazu gehörigen adligen Offizierkorps dahin, seine Festung wieder zu erobern; unserm Korps wurden aber wegen der Übergabe alle Feldzeichen abgeschnitten. Nachdem aber das Kriegsgericht die Schnupftücher untersucht hatte, ob sie in der Tasche gebrannt, und die Stücke des darauf gemalten Brotes fand, das die Nothfahne bezeichnet hatte, die aus Schnupftüchern zusammengenäht worden, und sie für Brandflecken erklärte, da wurden wir alle mit einer Ehrenerklärung dem Gerichte entlassen. Der Fürst traf die besten Anstalten zur Belagerung der Festung. Das Land wurde rings vermessen, eine Parallele nach der andern eröffnet — und so laut die Belagerer die ersten Tage geschrien, so still wurden sie nachher.

Der Fürst schickte nachts einen sichern Spion herüber, und der erzählte: die Festung sei ganz leer. Wirklich hatten die Exekutionstruppen in der Hungersnoth ein Unternehmen ekefutirt, das selbst in der alten Welt, wo Troja so lange belagert wurde, Erstaunen erregt hätte. Nach dem Geschrei der Frösche entdeckten sie einen seichten Strich des Sees, wo sie, ohne weiter als bis an die Kniee naß zu werden, glücklich ans Land und bald in ihre Heimath kamen. Da ihr Fürst den Verlust der metallenen Kanonen nicht so schnell ersetzen konnte, so ließ er hölzerne machen, woraus statt der Kartätschen mit

Erbsen geschossen wurde. Man merkte im Effekte auf der Parade keinen Unterschied, und so ist die wesentlichste militärische Verbesserung im Lande einem bloßen Zufalle zuzuschreiben. Fast hätte ich vergessen, daß ich mich nach meinem Erbprinzen ganz ergebenst erkundigt. Vergebens ließ ich ihn in allen Zeitungen citiren, ihm solle sein Fehler verziehen seyn, und er solle ungestört regieren. Er blieb fort, und ich mußte ohne Versorgung mit einer großen Nase abziehen.

Vorstehendes Geschichtchen entnehmen wir dem 6. Kapitel der Zweiten Abtheilung von Arnims großem Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, in der Realschulbuchhandlung [o. J. = 1809]“. Vollständig ist dieser Roman seit Erscheinen der heute selten gewordenen Gesamtausgabe (Berlin, 1839 f., N. N. 1853—56), worin er den 7. u. 8. Band einnimmt, nicht wieder gedruckt worden. Mit starken Streichungen hat ihn Reinhold Steig in seine Auswahl von Arnims Werken (Leipzig, im Insel-Verlag o. J. = 1912) aufgenommen und gerade das äußerst amüsante groteske Stück, das für Arnims Humor so außerordentlich bezeichnend ist, fortgelassen, ja er bekundet für diese Art geistreicher Ironie eine bedauerliche Verständnislosigkeit, wenn er anstelle der so entstandenen Lücke mit queren Worten in einer Fußnote bemerkt: „Der umständlichen¹⁾ Erzählung des Prinzenhofmeisters entnehmen wir, daß der Erbprinz, beim Besuche einer mitten im See belegenen, von Invaliden und Zusarinnen besetzten Festung, mit der Rittmeisterin nach Frankreich flüchtete, wo er noch mit vielem andern liederlichen Gesindel ganz unbemerkt haufe“ (vgl. a. a. O. Bd. 2 S. 47). Unser Abdruck erfolgte nach der ersten Ausgabe von 1809. Vgl. Bd. I S. 104—113. v. M.

Empfindelei

Als der Frau von . . . einst eine Fliege unter das Halstuch froch und sie nicht stach, befürchteten die Umstehenden gleichwohl Konvulsionen. Ein junger Herr sprang herbey und fing die Fliege. „Ach, geben Sie das arme Thierchen meinem Bedienten,“ sprach die Dame, „damit er das Fenster aufmache und es in Freyheit setze.“ Man rief den Bedienten in großer Eile. Er stürzte herein, faßte die Fliege mit zwey ausgespizten Fingern an, ging darauf langsam ans Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feierlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich in den Fingern haltend, zu der Dame zurück. „Ach, warum habt Ihr dies Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzt?“ fragte sie in leisem Eifer. — Der Schurke erwiderte: „Ihr Gnaden, es regnet.“

(Aus: Vade Mecum für lustige Leute. Achter Theil. Berlin 1781. S. 43.)

¹⁾ Von mir gesperrt.

Matthäus Zubers Lyrik

Ein Beitrag zur Geschichte der neulateinischen Lyrik
des 16. Jahrhunderts¹⁾

von

Georg Ellinger

Lebenswenig wie das Drama vermag die neulateinische Lyrik Deutschlands im 16. Jahrhundert ihren schulmäßigen Ursprung zu verleugnen. In erster Linie gilt dies selbstverständlich für die Form; aber auch im Stofflichen ist der Zusammenhang unverkennbar. Ihn aufzudecken würde eine lehrreiche, aber wenig ergötzliche Aufgabe sein. Denn nur selten findet sich in dieser ungeheueren litterarischen Wüste eine kleine Oase; meist müssen gute Gesinnung und Versgewandtheit die fehlende poetische Begabung ersetzen, und man atmet erleichtert auf, wenn das Gleichmaß biedermännischer Tugend einmal durch die Kreuz- und Querfahrten eines verkommenen Genies unterbrochen wird.

Das Bild eines solchen aus der Bahn geworfenen Poeten und Schulmeisters wollen die nachfolgenden Zeilen durch eine Betrachtung seiner Lyrik

¹⁾ Zu vorstehendem Aufsatz schreibt der verehrte Herr Verfasser:

„Der Hauptteil der obigen Abhandlung ist ein Bruchstückchen aus der seit Jahrzehnten von dem Verfasser vorbereiteten Geschichte der neulateinischen Dichtung im 16. Jahrhundert. In diesem Werke werden mit Ausnahme der Dramatik die sämtlichen Gattungen der neulateinischen Dichtung dargestellt werden, vor allem Lyrik, beschreibende Poesie, Didaktik und Gnomik, Satire und Epigramm, das Epos. In Anbetracht der Tatsache, daß der Leser sich aus den Originalen nicht selbst unterrichten kann, muß über den Inhalt der Dichtungen eingehend Bericht erstattet werden. Die dadurch gebotene Ausführlichkeit wird auch noch durch einen anderen Umstand gefordert. Die neulateinische Dichtung trägt einen internationalen Charakter, und es erweist sich daher als unumgänglich notwendig, die italienischen und niederländischen Neulateiner mit annähernder Vollständigkeit, die anderen Länder wenigstens in ihren Hauptvertretern zu behandeln. Infolgedessen ist der Umfang des Werkes auf zwei starke Bände veranschlagt worden. Leider läßt sich angesichts der jetzigen Verhältnisse noch nicht sagen, ob das Buch das Licht der Welt erblicken kann.“ — Zu diesen Worten möchte ich bemerken, daß es ein bedauerliches Zeichen unserer Zeit ist, wenn sich für ein so wichtiges allgemein interessierendes Werk kein Verleger findet. Bei dem rein auf das kaufmännische gerichteten Geiste unseres heutigen Verlagswesens wird es mit der Förderung echter Wissenschaft, und daher auch mit ihr selbst, von Tag zu Tag mehr bergab gehen. Bald wird unser politisch deflassiertes Volk auch als Volk der Dichter und Denker aus der Reihe der Kulturvölker ausgeschaltet sein.

Der Herausgeber.

nahebringen. Matthäus Zuber wurde um 1570 zu Neuburg an der Donau geboren. Die Unterstützung seines Landesfürsten ermöglichte ihm den Besuch von Schule und Universität. In Wittenberg schloß er sich eng an Friederich Taubmann an; von ihm scheint er die improvisatorische Methode übernommen zu haben. Durch Paulus Melissus zum Dichter gekrönt, zog er als landfahrender Poet umher, immer auf der Lauer, ob es irgendwo einen Bissen zu erschnappen oder einen guten Trunk zu erjagen gäbe. Erst dem Sechsendvierzigjährigen schien die Ruhe zu winken: er erhielt eine Stelle als Lehrer an der Lateinschule zu Sulzbach. Aber die kärgliche Besoldung reichte zur Bestreitung seines in Sulzbach gegründeten Hausstandes nicht aus; auch muß seine ursprüngliche Begeisterung für die neue Tätigkeit schnell verflogen sein, denn er konnte sich in Sulzbach nur drei Jahre halten. Dann wandte er sich nach Nürnberg, wo er 1620 Präzeptor an der Regider Schule wurde. Allein auch hier lächelte ihm kein glücklicherer Stern, und nach drei sorgenvollen Jahren ist der arme Schelm am 19. Februar 1623 gestorben. Zuber hat eine fast unübersichtbare Tätigkeit entfaltet, aber die zahllosen Bände und Bändchen von Versen sind keine freiwilligen Kinder der Muse, sondern verdanken meist dem Wunsche ihre Entstehung, von irgend einem Gönner ein namhaftes Geschenk zu erlangen. Denn die Not hat unseren armen Poeten und Schulmeister getreulich durchs Leben begleitet. Während seines Aufenthaltes in Nürnberg malt er seine Lage mit den düstersten Farben; „ich ziehe zwar nicht,“ sagt er, „mit dem Bettelsack umher und sammle Geld und Brot ein, aber ich bin doch ein Bettler. Denn welche Vorrede ist nicht voll von den Klagen der Armut Zuber's. Aber wen erbarmt des Armen, der so Unwürdiges beklagt?“ Häufig verdichten sich derartige Bekenntnisse zu unverblümten Betteleien. Ebenfalls in Nürnberg hören wir ihn klagen, daß die grimme Kälte sein Poetenstübchen bedrängt, „o du göttliche Dichtkunst,“ ruft er aus, „wie hast du immer die Armut zur Begleiterin!“ Aber nicht die Armut will er vertreiben, sondern nur die Kälte, deshalb bittet er den Gönner nicht um Geld, sondern nur um Holz für seinen Ofen. Ein andermal wendet er sich, wieder in Nürnberg, an zwei Gönner mit der Bitte um Unterstützung, weil eine seiner wichtigsten Einnahmequellen, die Privatschule, versiegt ist, und seine Katlosigkeit kommt gar nicht übel dadurch zum Ausdruck, daß in die lateinischen Verse ein ungefügiger deutscher Hexameter und ein ebenso gearteter halber Pentameter sich hineindrängen:

Omnes discipuli me deseruere docentem

Privatim, panes nunc ubi pauper emam?

Fleisch, Holz, Schmalz, Liechter, (wil von tranck schweigen) erarnen

Wie kan ich numehr, si schola priva iacet?

Immer ist der Dichter von Sorgen heimgesucht; bei reichlicher Bewirtung durch einen Nürnberger Gönner denkt er schon mit Bangen des nächsten Tages, und ihm graut davor, daß er dann wieder Hunger leiden soll. Besonders schmerzlich ist ihm, daß ihn die Not dazu treibt, mit den Gänsen zu trinken, und die unbezwingliche Sehnsucht nach einem guten Trunk scheint die Hauptursache seiner zudringlichen Bitten zu sein. Wenn die Liebe zum Wein den Dichter macht, dann ist Zuber sicher ein Poet gewesen. Eine anakreonische Mahnung zum fröhlichen Trunk gelingt ihm daher ganz gut. Auch scheint der Wein wirklich seine Kräfte gestärkt und wenigstens seine gesellschaflichen Talente geweckt zu haben; denn es wird berichtet, daß er auf Schlössern ein gern gesehener Gast gewesen sei, da er durch seine Poffen und Schwänke das Gelage belebt habe. Sand er bei dem Adel keine Stätte, so nahm er auch mit einem dort Angestellten vorlieb. So erstattet er den folgenden poetischen Bericht: der ihm befreundete Hauslehrer eines Grafen hat ihn eingeladen und mit Speisen und Wein reichlich erquickt; aber ein Nachtlager war auf der Burg nicht für ihn zu haben, und so muß er traurig wieder von dannen ziehen; unten in der Stadt findet er ebenfalls keine Herberge, und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als unter einer Linde zu übernachten. Wenn er an dieses Mißgeschick eine Reihe von Betrachtungen anknüpft, so mögen sie wohl unmittelbar unter dem Eindruck des Geschehenen entstanden sein. Es ist etwas wie Vagantenstimmung in diesen Stücken: der arme Schelm, der so gern auf fremde Kosten guten Wein trank, schreibt, wie es ihm ums Herz ist, und das gibt diesen Improvisationen den Ton der Echtheit. Auch in zahllosen anderen, persönliche Verhältnisse betreffenden Augenblickseingebungen ist das zuweilen der Fall. Allerdings findet sich unter dieser Unmenge von Versen außerordentlich viel Wertloses. Nur gelegentlich taucht zwischen Hecksel und Streu ein ganz bescheidenes Blümchen auf. Hier ein Beispiel: ein Kollege hat ihn während der Krankheit besucht; er schickt ihm aus Dankbarkeit einige Verse, von denen er sagt, daß sie ihre Herkunft aus der Krankenstube verraten, da sie ganz saftlos, blutleer, siech seien. Der Freund soll ihnen dadurch Leben einhauchen, daß er sie an seiner edlen Brust erwärmt. Wenn der Dichter wieder die frühere Gesundheit erlangt hat, dann will er von neuem durch die blühenden Wiesen streifen und nie wieder ohne poetische Ausbeute zurückkehren. — Von seiner Schultätigkeit ist mehrfach die Rede, aber man erkennt aus vielen Äußerungen, mit wie gemischten Gefühlen er die „mühreiche, von bittern Sorgen beschwerte Schule“ betrachtete. Als echter Humanist zeigt er sich dagegen, wenn er seine Amtsgenossen zum Kampfe gegen die erniedrigende Barbarei zu entflammen sucht. Auch nationale Töne fehlen nicht ganz: das heruntergekommene Deutschland seiner Zeit wird mit

der früheren Gestalt verglichen und ermahnt, den ins Verderben führenden Pfad des Lasters zu verlassen.

Zuber schreibt in der späteren Lebenszeit einen ruhigen, allerdings auch farblosen Stil mit sehr geringem Bilders Schmuck. Vielfach sinkt der Ausdruck allerdings zur Trivialität herab, so, wenn beispielsweise in dem Mahnruf an Germania Deutschland vor der Völlerei folgendermaßen gewarnt wird: „*nec una devora vice omnia!*“ Indessen war der verhältnismäßig ausgeglichene Stil erst eine Errungenschaft seines Alters; in der Jugend steht er unter dem Banne der modischen Sprache, wie sie durch Melissus in Schwung gekommen war. Davon legen namentlich die in seine Frühzeit fallenden Liebesgedichte Zeugnis ab. Die wichtigsten sind in der Sammlung „*amores et suspiria*“ 1599 enthalten. Freilich wird man sich mehr die Erzeugnisse des alternden, verbummelten Schulmeisters gefallen lassen als diese erdachten poetischen Gaben, die durch kein Erlebnis beflügelt werden. Das Buch enthält eine Menge gespreizter Gedichte an Kosibella und eine Anzahl von Elegien, in denen zwar ebenfalls Schwülstigkeiten nicht fehlen, die aber weniger zusammengestoppelt sind und sich fließender lesen. Viele Stücke des Hauptteils bestehen aus bloßen Aufzählungen und Gegenüberstellungen; und den gleichen Tiefstand wie diese zeigen die verstiegenen Gedanken, so, wenn beispielsweise gesagt wird, daß er das Eis schmelzen werde, da die Liebe zu ihr seinen Körper durchglühe. Sie und da wird eine gewisse Anschaulichkeit erreicht, auch können einige Wendungen allenfalls als poetisch gelten. So wenn er in ihrer Abwesenheit das Polster seines Lagers küßt und ihm die Worte sagt, die er sonst ihr anzuvertrauen pflegt. Oder wenn er sich das erhoffte Eheglück ausmalt. Oder wenn er ihr das Bild eines schönen Mädchens schickt, damit sie sehe, daß sie noch schöner sei, was sie leicht durch Befragung ihres Spiegels feststellen könne. Unter dem einförmigen Lob der Schönheit Kosibellas findet sich einmal neben geschmacklosen Vergleichen ein schöner Zug: wie Hesperus unter den nächtlichen Sternen erglänzt, so schimmerst du, Kosibare, aus der Schar der Jungfrauen hervor. Epische Elemente sind nicht häufig, doch gibt Zuber zuweilen auch eine erzählende Einkleidung: der Dichter sieht Kosibella an der Tür stehen, er bittet sie, mit ihm in das Haus zu gehen, da er eine wichtige Angelegenheit mit ihr an einem sicheren Orte zu verhandeln habe, und nun klagt er ihr sein Liebesleid, bis er endlich zu seiner Befriedigung sieht, daß es ihm gelungen ist, ihr Herz zu rühren. Kleinere Stücke bestehen vielfach nur aus vier Zeilen, ähnlich wie bei Zubers Feinde Georg Martinus. In Erfindung und Motiven steht Zuber sichtlich unter dem Einflusse des Johannes Secundus; eine der Elegien folgt den Spuren des Petrus Lotichius Secundus. Von den schwülstigen Übertreibungen der Sprache

erhält man das deutlichste Bild aus den nachfolgenden ungeheuerlichen Neubildungen:

O frontem nitidam, nitentiozem
 Coeli sideribus serenioris!
 O amoribus ebrios ocellos!
 O genas similes genis dearum!
 O amoenius os amoenitate,
 O dulcedine dulcius labellum!
 Ne dicam gemipomulas papillas,
 O illas oculiclepas papillas!
 O illas animafragas papillas!
 O illas digitrahas papillas,
 Figura tereti sororiatas!

Zuber erscheint hier als ein Mitglied des Poetenkreises, der im Gefolge des Melissus den Ausdruck so viel als möglich in die Höhe zu schrauben suchte. Allein das fremde Kleid sitzt ihm schlecht, und sein eigentliches Wesen wird erst erkennbar, nachdem er die überkünstliche Hülle abgestreift hat.

Nur noch ein flüchtiger Blick auf die andern poetischen Bemühungen unseres Dichterlings. Den lyrischen Ergüssen an Umfang nahe kommt seine Gnomik. Aber die ungebührliche Ausdehnung dieses Gebietes steht im umgekehrten Verhältnis zu seinem Wert; unter den zahllosen Trivialitäten in Vers und Prosa findet sich selten ein sinniger, gut ausgeprägter Spruch. Etwas höher stehen seine Epigramme. Sie runden das Gesamtbild ab und führen in seine persönlichen und litterarischen Streitigkeiten ein. Wie kleinlich diese Sehden auch sind, es fällt doch für die Kenntnis der Niederungen des geistigen Lebens manches ab. So, wenn man den Streit Zubers mit seinem Dichterkollegen Bartholomäus Bilovius verfolgt, der an Verlumptheit seinem Gegner wenig nachgab. Von wirklichem Witz ist freilich in Zubers Epigrammen nichts zu spüren; das Durchhecheln geht oft in ein bloßes Schimpfen über, und lediglich die Art, in der schon die dem Angegriffenen aufgehefteten Namen, wie Wurstylus und Databadata, Tacolappus und Familie Plizploia, von dem Grimm des Autors Zeugnis ablegen, mag man ergötzlich finden. Doch liegen diese Seiten seiner Tätigkeit außerhalb der Grenzen, die der vorliegenden Arbeit gezogen sind.

Beiträge zur Lichtenberg-Forschung

von

Erich Ebstein

I.

Zwei unbekannte Billetts Lichtenbergs: an Dieterich und an Gatterer

Seit der großen dreibändigen Briefausgabe Lichtenberg'scher Briefe durch Leibmann und Schüddekopf (1901—4) sind immer wieder neue Briefe aufgetaucht. Leibmann selbst hat in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1912/13 den Briefwechsel mit Schernhagen mitgeteilt. Ich selbst konnte auch mehrfache Beiträge liefern: 1. Aus Lichtenbergs Correspondenz. Stuttgart 1905. 2. Neue Briefe G. C. Lichtenbergs in: Süddeutsche Monatshefte, Septemberheft 1908, S. 310—323. 3. Veröffentlichte ich in den Geschichtsblättern für Technik und Industrie 1914, Nr. 3 einen an Beckmann gerichteten Brief vom 13. Juli 1795. (S. 112) 5) in dem Beiblatt der 3. f. Bücherfreunde (August-Septemberheft 1914, S. 278) teilte ich einen Brief Lichtenbergs an seinen Verleger Dieterich vom 11. May 1793 mit. Die Briefe an Dieterich sind insofern besonders interessant, weil sie Lichtenberg von der rein menschlichen Seite zeigen. 1)

a.

Lichtenberg an [Dieterich]

P. P.

Soeben schreibt mir Seyffer, daß die Charten zu dem neuen Werk in diesen Tagen hier eintreffen werden, und er wünscht, daß mit dem Stich angefangen würde, den englischen Text aus den selben ausgenommen, wo Platz gelassen werden muß, bis er kömt. In der Mitte des May reist er ab. Wenn du H^l. Hofr. Richter siehst, so melde ihm doch, daß mir Seyffer sehr umständlich aufgetragen habe, ihm seinen ganzen Hause bestens zu empfehlen. Der arme Schelm hat an einem Gallenfieber gelegen ist aber durch Dr. Brande's unermüdete Sorgfalt, sehr bald wieder heraus gewesen.

Lebe recht wohl und reise glücklich

G. C. Lichtenberg
1792

Der erste der Briefe Lichtenbergs aus dem Jahre 1792, den ich mir einmal nach dem Original kopiert habe, ist wahrscheinlich auch an den Göttinger Freund und Verleger Johann Christian Dieterich gerichtet. In den von Leibmann und Schüddekopf herausgegebenen Briefen ist er nicht enthalten. Nach Band 3, S. 328 muß es wohl der Brief an Dieterich vom 25. oder 27. April 1792 sein. Der bisher unbekannte Brief Lichtenbergs betrifft den Göttinger Astronomen Karl Felix Seyffer (1762—1822), der dort von 1789—1804 Extraordinarius war (Schur, in Beiträge zur Gelehrtengegeschichte Göttingens. Berlin 1901, S. 120). Seyffer war, wie einst Lichtenberg — im Herbst 1791 — nach England gegangen, um dort

1) J. S. Eckardt, Dieterich und Lichtenberg, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 25. und 30. Mai und 1. Juni 1906.

bei Herschel astronomische Beobachtungen anzustellen. Im April 1792 war Seyffer also noch in London, er reiste mitte Mai von dort ab, wie Lichtenberg an Dieterich berichtet. Das Werk, das 1794 bei Dieterich in Göttingen erschien, hatte den Titel: Bestimmung der Länge von Göttingen, sollte also mit dem Stich der Charten anfangen; der englische Text sollte aber erst nach Seyffer's Rückkehr beginnen. — Mit Richter ist August Gottlieb Richter (1742—1812) gemeint, der als Lehrer der Arzneiwissenschaft in Göttingen einen großen Ruf genoss. Richter sagte einmal (Aphorismen, Heft 4. 1908, S. 224) zu Lichtenberg: „die Ärzte sollten nicht sagen, den habe ich geheilt, sondern der ist mir nicht gestorben . . .“ — Der Seyffer behandelnde Arzt war der Hofapotheker Brande in London (Arlington Street Piccadilly). — Mit dem Mathematiker und Epigrammatiker A. G. Kästner († 1800), der Seyffer's Vorgesetzter war, scheint L. nicht gut gestanden zu haben. Kästner erhielt den Auftrag, Seyffer zu bilden, „aber er war schon gebildet genug, nämlich eingebildet“. Ein andermal heißt es: „Kurz, Seyffer ist nichts weiter als ein besoldeter Ignorant und Müßiggänger, den man bald wieder los wäre.“ „Er bleibt aber nach dem Gesetz der Trägheit“ setzt Kästner hinzu und schließt (Conrad Z. Müller, Geschichte der Mathematik. Leipzig 1904, S. 135):

„Daß er acht Jahr Professor hieß
Und nie sich als Gelehrter wies
Ist seiner Ohnmacht zu verzeihn,
Nur was auch Menschenliebe spricht
So mußte wohl die Ohnmacht nicht
Acht lange Jahr besoldet sein.“

b.

Lichtenberg an Gatterer.¹⁾

Sr Wohlgebohr.[en] Herrn HofRath Gatterer

Ew. Wohlgebohr.[en]

habe ich die Ehre hierbey ein kleines Blatt zu übersenden, welches mir mein Bruder aufgetragen hat, Ihnen nebst seiner herzlichlichen Empfehlung zuzustellen. Zugleich meldet er mir, daß, sobald er die zum Abschreiben nöthige Zeit wird finden können, die ganze Luchesinische Ode auf den Tod Friedrichs des Großen in acht Tironischen Noten geschrieben nachfolgen soll.

Er wird sich alsdann die Freyheit nehmen selbst an seinen ihm ewig unvergeßlichen Lehrer zu schreiben.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

[Göttingen] den 27^{ten} Jul. 1795.

Ew. Wohlgebohr.[en] gehorsamster Diener

G. C. Lichtenberg.

Briefe Lichtenbergs an Gatterer sind bisher meines Wissens nicht bekannt geworden. Lichtenbergs Bruder war der Geheime Sekretär Friedrich August Lichtenberg in Darmstadt.

¹⁾ 2 Blatt Gr. 8^o (auf jedem verschiedene Wasserzeichen). S. 1 Brief, S. 4 Adresse und Siegel: G. C. L.

II.

Unbekanntes aus Lichtenberg's Notizbüchern.

„Das wertvollste und wichtigste Vermächtnis seines Geistes sind uns“ sagt Leibmann einmal (1912, Inselverlag), „seine hinterlassenen Aphorismen. In großen Büchern heimste er täglich den Ertrag seines Nachdenkens ein, in den verschiedensten Stilformen vom einfachen Wortwitz bis zur längeren philosophischen und literarisch-kritischen Erörterung, und schöpfte aus diesen Vorratskammern, wenn er zur Öffentlichkeit zu reden sich anschickte, ohne sie jemals erschöpfen zu können.“ Im Jahre 1912 habe ich im Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften Band 4, S. 218–32 unter dem Titel „Lichtenberg als Naturforscher“ ein Heftchen unbekannter größtenteils sich auf naturwissenschaftliche Beobachtungen erstreckende Aphorismen und Gedanken mitgeteilt. Am Anfang des Heftchens fand sich ein Stückchen aus Lichtenbergs Krankengeschichte, über die ich „Aus ungedruckten Tagebüchern G. C. Lichtenberg's“ im Dezemberheft 1911 der Süddeutschen Monatshefte, S. 354–357 berichtete. Unter den mitgeteilten Inedita Lichtenbergiana, die ich Herrn Dr. Wolfskehl in München verdankte, und die er mir f. J. freundlichst zur Veröffentlichung überließ, finden sich auch noch einige Blätter, deren Inhalt hier für die Freunde Lichtenbergs wiedergegeben sein mag. Es war leider nicht möglich, wie es in der Natur der Sache liegt, alles aufzuklären.

Die Notizen und Beobachtungen Lichtenbergs finden sich auf zusammengefaltetem Briefpapier (etwa 7 cm lang und 15 cm breit). Die nur teilweise beschriebenen und aufgeschnittenen Blätter enthalten folgende Entwürfe Lichtenberg'scher Gedankenarbeit.

Die in den Anmerkungen gegebenen Zahlen beziehen sich auf die von Leibmann herausgegebenen 5 Aphorismenhefte (1902 ff.).

[Seite I.]

Brief des Mädchens, ich danke es dem Lieb[en] Gott tausendmal¹⁾ 2c. p. p.

Thomson, und die Hayden Saugpumpe

Zimmermann²⁾ hauptsächlich
gegen Aerzte.

Liebe gegen eine Jüdin.

Ach Papa draußen sitzt ein Mann der sucht sich weiße Flöhe.³⁾

Dieses ist wohl die wertheste Liebste, nein ich bitte um Vergebung es ist meine Frau.⁴⁾

In Briefen und gleich mit dem Brief mit Caffee⁵⁾ und einem Schwefelhölzchen⁶⁾ angefangen.

Eindeutige Zweydeutigkeiten

Freyheit, Gleichheit und Beständigkeit.⁷⁾

Seitenhieb⁸⁾ auf d. hist[orischen] Roman.

P. 512 Gedächtniß Uebung.

Bull p. S. 535

Boden's Coment 556

Argumente von Caliber

Firsterne⁹⁾ verschenken⁹⁾

¹⁾ Vgl. II. 249. (Schriften 4, 226.) ²⁾ Halb durchgestrichen. ³⁾ Ganz ähnlich: J. 1091. ⁴⁾ Ganz ähnlich in Gesprächsform bei Gleichen-Kußwurm (Deutsche Bibliothek S. 116). ⁵⁾ Vgl. S. 280. ⁶⁾ Vgl. J. 496. ⁷⁾ Parodie auf: Liberté, Fraternité, Egalité. ⁸⁾ Von „Seitenhieb“ bis „verschenken“ mit Bleistift sehr unleserlich geschrieben. ⁹⁾ Vgl. S. 715.

[Seite 3.]

Situation.

Ein 10jähriges Gefängniß wenigstens, mit den Reisen nach der Schnupftabakdose, so gut als wie nach dem Landgut. Es könnte in einer Episode dienen.

Eine Stockhaus¹⁾ Scene, worin über Ehelichkeit und Freyheit disputiret wird.

Eine spielt ein ander steht hinter seinem Stuhl und spricht mit ihm, der letztere geht weg und der Spieler merkt es nicht, und verräth dadurch etwas.

Sehr lange eine Antwort aufzu schieben, die gleich gegeben entscheidend gewesen wäre. *I wi hebbet keinen Keller, oder wie der Barometer Macher²⁾, der mir lange nicht sagen wolte warum er mir keine Röhren machen kann, und da ich auf ihn dringe, sagt, er habe keine Röhren.*

[S. 7.]

Officin Briefe von die Pulvers³⁾, thut mich auf Parole weh. Fern I [?] Die Menschen pp Gleich mit einem Steckbrief empfangen dann ein Billet mit Caffee geschrieben⁴⁾ und doch müßte am Ende alles eine Lehrreiche Geschichte ausmachen.

[Seite 8.]

Plan

Er sucht einen Hofmeister für seine Kinder, und viele Candidaten melden sich, ihre Briefe kommen alle vor.

Hauptsächlich müssen gekämmt werden die Klopstockianer

Siegwart

Die Empfindsamen

Der Mangel an ernsthaften Kenntnissen

[Seite 9.]

Ein Brief von Hannover über den dortigen Leib Medicus⁵⁾, und am Ende müßte herauskommen, daß es Werlhof wäre, vielleicht erst im zweyten oder dritten Brief.

[S. 27.]

Da könnte das Impromptu in müßiger Stunde gut angebracht werden.

Nitimur in foetidum⁶⁾

Das zweite Blatt (2p. 8^{o)} fällt in Lichtenbergs letzte Lebensjahre 1798/99. Das geht u. a. aus Hypolite Cairon's⁷⁾ Betrachtungen über sich selbst und über die dramatische Kunst hervor, die — übersetzt von Jacob H. Meister — in 2 Bändchen in Zürich (Orell) 1798/99 erschienen. Außerdem wissen wir, daß Lichtenberg bei der Beschreibung der Platten „Industry and Idleness“ Hogarth's vom Tode überrascht wurde.

Die Taube bringt offizielle Nachricht.

ad modum Minellii⁸⁾, wenn es verlangt wird (Vorrede)

Ja zu lesen Hypolite Clairon Betrachtungen über sich selbst. Zürich. Orell N. B.

¹⁾ Vgl. D. 55. ²⁾ S. 74. ³⁾ Vgl. L. 270 und D. 648. ⁴⁾ Vgl. S. 280 und ebenda S. 457. ⁵⁾ Gemeint ist Johann Georg Zimmermann (1728–95) (Vgl. S. 1074). ⁶⁾ Parodierend auf: Nitimur in vitium semper cupimusque negata (Ovid. Amores III, 4, 17). ⁷⁾ Es handelt sich um die Schauspielerin (1723–1803). ⁸⁾ Minellius kommentierte den Vergil (Kötterdam 1674) wesentlich durch den Wortsinn, den er durch Umschreibungen zu erklären versuchte. Daher ad modum Minellii: Welschbrücke. (Vgl. L. 189 und J. 1309.)

Die Mistgrube¹⁾, der Küche gegenüber (Die Pflanzenküche Mistgrube) Küche. Man könnte die Küche Gärtner nennen.

Es wird eine Zeit kommen, da man für die Pflanzen kochen muß, oder brauen oder so was zum Theil ist es schon jetzt so.

Was der Mensch den Schaafen thut und den Ochsen, das thut er sich selbst nicht) Sonderbar.

Anstatt auf dem Felde der Erfahrung zu grasen p p

Der Schweif des Cometen ist keine Gravitations sondern eine Affinitäts (Cohäsions-Störung).

Obwohl, analytische Rechnungen eigentlich menschliches Nachdenken erfordern. Es erfordert täglich bestimmte Geistes Kräfte, aber gewiß die eingeschränktesten unter allen. — Menschen Köpfe (Destillierkolben)²⁾ bey Idleness zu gebrauchen. Was mag da nicht destilliert worden seyn!! Die Bücher als Vorlagen zu gebrauchen.

Bergrath³⁾ Moses.

Lichtenberg-Anekdoten

(Mitgeteilt vom Herausgeber.)

I.

Ein Jude in Göttingen ließ sich taufen. Einige Monate nach dem Uebertritt dieses Juden zur christlichen Religion fragte jemand den Professor Lichtenberg, der diesen getauften Israeliten kannte: „Apropos, wie nimmt sich N. N. aus, seit er sich zum Christentum bekannt hat?“ — „Es läßt sich gar nichts von ihm sagen,“ versetzte Lichtenberg: „er ist wie das weiße Blatt Papier zwischen dem alten und neuen Testamente.“

(Aus der Anekdotensammlung „Anachmandeln“. Quedlinburg und Leipzig 1819. S. 59.)

2.

Der witzigste Kopf unter den Deutschen befand sich einst in einer Gesellschaft, die sich mit Musik und Gesang unterhielt. Bei dem seelenvollen Liede Klopstocks „Willkommen silberner Mond“ entfielen seinem Auge Thränen. Alle Anwesenden schienen seine begeisterte Stimmung zu theilen. Nach einer Pause ward ein anderer Gesang angestimmt. Einer der Gäste fand sich nicht minder dabel entzückt, wie bei dem vorhergehenden Liede. „Nicht wahr, lieber Herr,“ brach der bewegte Zuhörer aus, „auch dieses Lied ist herrlich, göttlich?“ — „Ich find' es sehr gut,“ antwortete der witzige Kopf, „es ist das Schnupftuch zu meinen vorigen Thränen.“

(Wahrscheinlich ist, wie üblich, Lichtenberg mit dem witzigen Kopf gemeint.)

(Aus der Anekdotensammlung „Der Anti-Grillenfänger“. Nürnberg 1824. S. 157 f.)

1) Vgl. L. 644. 2) Vgl. L. 621. 3) Vgl. L. 188.

Im Spiegel der Literaturgeschichte

Zwei eigenartige Urteile über Jean Paul und Friedrich Sebbel

I.

Eine strenge Kritik Jean Paul Friedrich Richters

„Ein Mangel in allen Schöpfungen Jean Pauls, der wie kein zweiter deutscher Schriftsteller zeitlebens Knabenhaft unreif geblieben ist, daß sie das Alltägliche, das ewig Alleinliche, auf Stelzen stellen. Je höher seine Gestalten sich zu erheben scheinen, je mehr sie in himmlischen Empfindungen schwelgen, desto blutleerer werden sie: zuletzt sind es nur schillernde Schemen, die an uns vorüberschweben. Und dennoch entfernt sich seine Phantasie nie vom Kokokozopf; aller Augenblicke wird man an die Frage erinnert, ob er noch sitze oder nicht. Sein Zumor ist dabei ein gemachter, unnatürlich erzwungener, krankhafter, wie er auch die verkehrteste theoretische Einsicht in den Zumor hatte. Nie existierte ein Dichter, dem es mehr an Klarheit und durchgebildetem Geschmack gefehlt, und der weniger Geschick zu künstlerischem Schaffen besessen. Alles, was ihm durch den Kopf ging und in die Hände gerieth, die eigenen Einfälle und vor Allem die Einfälle Fremder, die ihm behagten, schrieb er nieder in krausem Gewirr, ohne Wahl, ohne Einsicht, ja häufig ohne Verstandniß. Zwölf Quartbände von Auszügen aus den verschiedenartigsten Büchern begleiteten ihn zur Universität, mit ganzen Körben voll Excerpten schleppte er sich durchs Leben. Er konnte der Gedankenpäne und des Plunders nie genug sammeln, um einer Productionswuth, die mit der verrufensten Vielschreiberei zusammenfällt, zu genügen. Tiefinniges und Leeres, Feines und Fades, alles war ihm einerlei, alles flog in seine Zettelkästen, und aus den Zettelkästen wieder heraus, um formlos zusammengeschweift zu werden, es mochte brechen oder biegen. Uebel und weh wird einem ehrlichen Menschen, der seine fünf Sinne noch ordnungsmäßig beisammen hat, bei der Lectüre seiner Schreibereien zu Muth. Betäubender Duft, drückende Schwüle, und ätherreine Atmosphäre wehen uns in einem Zuge an, ehe man zur Besinnung, zu Athem gelangt. Nur diejenigen Können ihn bewundern, die seiner Individualität verwandt sind. Wer nicht Fleisch von seinem Fleisch ist, und wie wir sind es nicht, der steht in der Gesamtheit seiner Werke nur den bettelfeligen, zusammengestoppelten Trödelkram eines mehr besessenen als vermögenden Sammelnarren, einen Trödelkram, dessen Schönheitswidrigkeit und Ordnungslosigkeit arg verlegen, oder mindestens in Unbehaglichkeit versetzen. Kranken Individualitäten, Ueberschwenglichen, den Narren der transcendentalen Sehnsucht konnte er wol eine zauberisch ideale Erscheinung werden, Trost und Erquickung spendend, und den sentimentalen Jünglingen und hysterischen Weibern ist er dies zumal gewesen, aber die gleichgestimmte Gemeinde seiner überspannten Bewunderer beiderlei Geschlechts ist binnen wenigen Jahrzehnten immer lichter geworden, gedankt sei es der weiterschreitenden Entwicklung des Geschmacks und vornehmlich gesunden Lebens der Einzelnen wie ganzer Kreise. Und die wenigen Getreuen, die noch zu ihm stehen, verherrlichen ihn nicht sowol als Gesamterscheinung, ihre Verehrung beschränkt sich nachgerade auf eine Auslese 'schöner Stellen', die ihnen Ersatz für alles Uebrige bietet, die bedenklichste Huldigung, welche einem Dichter dargebracht werden kann. Trotz der zum Entzücken mancher spekulirenden Buchhändler erfolgten sogenannten Freigebung unserer 'Classiker' und der damit begonnenen Bücherüberschwemmung läßt sich die Zeit berechnen, wo kein Mensch deutscher Abstammung auch nur noch eine Zeile von Jean Pauls schwalligen Reflexionen und dürftigen, körperlosen Erzählungen zu seiner Unterhaltung wird lesen wollen.“

Es sind harte Worte, die Friedrich W. Ebeling in seiner „Geschichte der Komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (vgl. Bd. III, Leipzig 1869, S. 661 f.) ausspricht, so hart, wie man sie selten über den Lieblingsdichter unserer Großväter zu hören gewohnt ist. In Ebeling spricht sich eine starke Individualität aus, und das Gesagte trägt den vollen Brustton der Überzeugung. Ohne an

dieser Stelle persönlich zu dem Urtheil eine Stellung einzunehmen, sei festgestellt, daß von keinem Dichter der klassischen und romantischen Periode das Publikum so stark abgerückt ist wie von Jean Paul, obwohl es auch heute noch einzelne Jean Paul-Schwärmer gibt. Auch ich glaube nicht an eine Wiedererweckung dieses eigenartigen Kopfes für das deutsche Volk. Um das Märchenschloß seiner Poesie hat der Dichter eine Ranken- und Dornenhecke herumgezogen, durch die sich selbst der Literarhistoriker, der es anschauen muß, nur mit Widerwillen und mit unendlicher Anstrengung hindurchzufinden vermag. Wird aber auch Jean Paul selbst nicht mehr gelesen, an seinem Zauberbrunnen haben einige unsrer besten und originellsten Schriftsteller getrunken, und so spüren wir noch heute wenigstens mittelbar den Hauch seines Geistes und seiner Poesie. v. M.

II.

Ein kurioses Urtheil über Friedrich Hebbel

„Friedrich Hebbel, ein Lyriker und Dramatiker ohne klassische Bedeutung, wurde am 18. März 1813 zu Wesslburen im Dithmarschen geboren und durfte anfangs, bei der Dürftigkeit seiner äußerlichen Lage, an keine wissenschaftliche Laufbahn denken Darauf studierte er erst in Zeidelberg, dann in München Philosophie und Geschichte, leider gerade um die Zeit, wo die Coterie des ‚jungen Deutschland‘ einerseits mit dem hergebrachten Schlendrian, andererseits aber auch mit den echten Prinzipien deutscher Litteratur unter hohlem Halloh sich herumbalgte, um einen Schimmer von Genialität zu erjagen, der die Mitglieder dieses Schreibbundes zu Helden des Tages und zu Verführern anderer ebenso unreifer und mittelmäßiger Talente machte. Wie weit sie nachtheilig auf den strebsamen Hebbel einwirkten, wer weiß es zu sagen? Nur soviel erkennen wir aus den nachherigen Leistungen dieses Mannes, daß er zu unmächtig war, um sich ihren Einflüssen zu entziehen. Die ersten seiner lyrischen Gedichte stammen aus dem Jahre 1833, die übrigen meist aus der Zeit seiner Universitätsstudien, soweit sie im Jahre 1842 gesammelt erschienen sind; ihnen folgte später noch eine zweite Sammlung von dergleichen Dingen. Seine vornehmsten Arbeiten indessen waren dramatischer Gattung. Nachdem er sich, eben von Universitäten zurückkehrend, fürs erste wieder nach Hamburg gewendet, schrieb er im Herbst 1839 die „Judith“, ein sogenanntes Trauerspiel, das man ohne Scham sich getraute auf deutschen Bühnen aufzuführen und selbst in dänischer Übersetzung zu Kopenhagen zu geben. Keck vertheidigte er sich gegen diejenigen, welche die Bodenlosigkeit seiner Richtung zu tadeln wagten. Diesem ersten anscheinend sehr glücklichen Versuche folgten ähnliche Produkte [usw.] Sagen wir kurz, daß Hebbeln der rechte Sinn für das Schöne niemals aufgegangen ist. Wie es diesem Autor an gesundem Geschmacke, an Natürlichkeit, Einfachheit und Klarheit der Darstellung im Lyrischen gebricht, indem seine ‚Gedichte‘ meist zwecklos, ohne tieferen Gehalt, ungenau, schwülstig und selbst unverständlich erscheinen, so treten auf dramatischem Gebiete diese Fehler noch greller heraus. Der Mangel an frühzeitiger klassischer Bildung äußerte sich hier wieder einmal in vollem Umfange seiner Nachtheile. Die Dramen Hebbels verstoßen im Ganzen wie im Einzelnen nicht allein schnurstracks wider die Anforderungen echter Kunst, sondern die Charaktere derselben sind so durchaus ungenügend, verkehrt, toll und abgeschmackt, daß denselben jeder eigentliche Werth abgesprochen werden muß, und daß man in ihnen, einzelne Personen in der Maria Magdalena vielleicht ausgenommen, nirgends die Spur von wahren poetischen Talent dargelegt findet. Denn in seinem Haschen nach Originalität spricht sich kein Genie aus; er ist originell, aber nicht im guten Sinne. Die frühen Schwächen des jugendlichen Schiller, die Seltsamkeiten Shakespeare's tausendfach überbietend, fast in den scheinbaren, burlesken Ton des unglücklichen Dramatikers Grabbe und der neueren Nachhänger desselben verfallend, giebt er nichts als Karikaturen oder, wie in seiner sehr untragischen Judith, puppenkomödienartige Charaktere, die gemein, ekelhaft und widerwärtig sind. Idealtische Größe und echtpoetische Anschauung ist ihm fremd; alles ist bei ihm zerflossen und zerfahren, ausgenommen die auf den gemeinen

Haufen berechnete theatralische Wirkung: auf drastische Wirkung hat es Hebbel lediglich abgesehen, alles Übrige ordnet er diesem Zwecke unter. Die Hoffnung (wenn dies jemand hoffen durfte), er werde schließlich noch auf den Himmelspfad der reinen Poesie vordringen, ist durch sein letztes, obwohl „gekröntes“ Werk, die „Nibelungen“ vollständig getäuscht worden. Weit entfernt, die großen Charaktere des Nibelungenliedes auf die Bühne zu verpflanzen, dieselben aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu rücken und mit dieser in eine ideale geistige Gemeinschaft zu setzen, hat er im Gegentheil die Heldengestalten der Sage, um mich kurz zu fassen, entidealisiert. Das „Vorspiel“ ist in der Hauptsache fad, die Tragödie „Siegfrieds Tod“ feicht und gemein, namentlich in der Vorführung der Ermordung selbst, und die „Chriemhild“ ohne rührende und erhebende Momente und ohne klare Haltung. Das Ganze zeigt, daß er des gewaltigen Stoffes nicht mächtig geworden ist; außer wenigen erträglichen Szenen bietet er daher viel modernes Gewäsch, besonders zwischen den Frauen, viel rohe Sagenkost und neben versagenden poetischen Tinten eine reiche Musterkarte seiner gewohnten Geschmacklosigkeiten in bildlichen Wendungen. Die Verleihung des Preises mögen die Berliner Preisrichter mit ihrer eigenen Kenntniß unserer Litteratur ausmachen. Nach Hebbels Tode stritten die Wiener Blätter, ob „er ein Dichter der Vergangenheit oder der Zukunft sei“; Keins von beiden, sage ich, sondern ein Halbtalent unserer Tage mit den Eigenschaften eines Autodidakten: mit Selbstgenügsamkeit und Eigensinn, mit Hochmuth gegen Muster und Regel, mit Schwäche rechts und Schwäche links.“

Wer das geschrieben hat? Johannes Minckwitz, der treueste Schüler Platens, dessen erste und älteste Biographie er verfaßt und dessen Nachlaß er herausgegeben hat. Als Dichter kommt ihm, dem sklavischen Nachahmer Platens eine sehr untergeordnete Rolle zu, er strebt einzig und allein nach formaler Abrundung und sprachlicher Reinheit. Doch ist ihm eine Anerkennung für seine poetischen Übertragungen des Euripides, Sophokles, Lucians, Aeschylus, Pindar, Homer und Aristophanes nicht zu versagen. Er geriet nach vollendeten Studien mit den Philologen der Leipziger Universität in literarische Fehde und konnte sich erst 1855 (im Alter von 43 Jahren) an der philosophischen Fakultät in Leipzig habilitieren. Er starb im Jahre 1885. — Das monströse Urtheil über Hebbel entnehmen wir seiner Anthologie „Der neuhochdeutsche Parnaß. 1740 bis 1860“ (2. Aufl. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1864. S. 308 ff.). Nicht ohne boshafte Nebenabsicht druckte er die beiden Hebbelschen Gedichte „Der Sonnenjüngling“ und „Der Tod kennt den Weg“ sowie aus „Judith“ Judiths Gespräch mit Achior über Holofernes, ein Gespräch zwischen Judith und Holofernes und einen Theil der Mordszene ab. Karl Gutzkow hat in seiner Aufsatzsammlung „Götter, Helden, Don-Quixote“ (Hamburg 1838) dem damals fünfundzwanzigjährigen Johannes Minckwitz einen nicht gerade schmeichelhaften Artikel gewidmet, er nennt ihn einen „Pedanten mit Umständen“ und gießt die volle Schale seiner jungdeutschen Bosheit über ihn aus. Er wirft ihm nicht nur vor, daß er seiner Abstammung nach Sachse ist, sondern ebenso sein am Äußerlichen klebendes Griechentum, nennt ihn „ein philologisches Infusionstierchen“ und betont, daß nichts „widerlicher ist als eine Jugend, die wie ein Alter spricht, als eine blöde, vom Lampenschein erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arroganz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig sein soll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beschränktheit eines Philisters, wo man Einsicht in hohe Dinge affektirt“. Hat Gutzkow wie die meisten seiner jungdeutschen Genossen auch oft genug schiefe, oberflächliche, leichtsinnige, ja falsche und unsinnige Urtheile von sich gegeben, hier hat er sicher einmal gründlich recht gehabt. Minckwitz hat sich dann auch reichlich für die ihm in seiner grünen Jugend verabreichten Prügel durch kräftige Fußstritte in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß“ (vgl. hier S. 259—267) bei Gutzkow revanchiert. Mit recht gemischten Gefühlen schaut man heute aus der nötigen zeitlichen Entfernung auf derartige Literatenprügeleien. Aber diejenigen unserer Mitstrehenden, die daraus etwas lernen könnten, kennen sie gar nicht.

C. G. v. M.

Kleine Funde

mitgeteilt von
C. G. v. Maassen

I.

An Bürger in Wöllmershausen

von

Johann Gottlieb Schummel

1.

Noch immer rinnt gelehrter Schweiß
Dir von der heißen Stirne?
Noch immer spukt der griechische Geist
Freund Bürger, dir im Hirne?

2.

Strafs soll der alte Leyerermann
Empor in Flammen schweben:
Dann raub er ferner, wenn er kann,
Gesundheit dir und Leben!

3.

Nein, Freund, zu theuer ist der Kauf!
Laß ab, dich zu zerstören:
Spar dich für Frau und Kinder auf
Und halt auch uns in Ehren!

4.

Was ringst Du nach Unsterblichkeit?
Du hast sie schon erungen!
Lenore trotz der fernsten Zeit
Auf allen deutschen Jungen.

5.

Reizt etwa Kennerbeyfall dich?
Wohl, er wird dir nicht fehlen:
Doch weißt du auch, wie sparsamlich
Die Ächten sind zu zählen?

6.

Und mancher prahlet gleichwohl noch:
„Er leistet viel! Indessen
Muß man bey unserm Deutschen doch
Den Griechen ganz vergessen!“

7.

Zu, und der Kritiker Schwarm,
Wie wird er dich zerstechen!
Der dümmste Duns schwingt seinen Arm,
Den Speer mit dir zu brechen!

8.

Dann wirst Du nach Schrevelius
Fein durchexaminiert,
Von jedem griechischen Hafensfuß
Als Schüler korrigiert.

9.

Bald ist's zu hoch, bald ist's zu tief:
Hier gar der Sinn verfehlet:
Hier halb getroffen, dort wie schiefl
Hier nicht genug gewählet!

10.

Sprich, Freund, beym heiligen Apoll!
Wie willst du das ertragen?
Treibt's dich nicht, edlen Eifers voll
Mit Blitzen drein zu schlagen?

11.

Und sieh, dein treues Publikum
Wird vor der Skribler Stürmen,
Wenns gilt dem alten Ilium,
Dich sicherlich nicht schirmen!

12.

Das Mädel, das dein Lied ergötzt,
Wird die Homer ergötzen?
Das Weiblein, das dein Weinsberg lezt,
Wird die Achill auch lezen?

13.

Zu rauh ist er, zu weichlich wir!
Wir hassen ewiges Kriegen!
Auch muß vor Klopstocks Helden schier
Der Griechen Held erliegen! —

14.

Und dann, was ist dein Dank? Dein Sold?
Nichts mehr, als daß nach Bogen
Ein Rekompenschen dir in Gold
Wird kärglich zugewogen!

15.

Uns ist Belohnen keine Pflicht:
Undankbarkeit nicht Schandel!
Wir leben, guter Bürger, nicht
In Popens Vaterlande!

16.

Wer dankts den Edlen, die voll Muth
An Shakespear sich wagten,
Die, was er sprach in Dichtergluth,
Mit deutscher Stärke sagten?

17.

Wo ist, der ihnen Lorbeer slicht?
Welch Parlament dankt ihnen?
Wenn sie, bey Kritikern, nur nicht
Als Stümper gar erschienen!

18.

Laß dich verschneiden, lerne fein
Soprano solveggiren,
Achilles Jorn, Toantens Draun
Uns vorzuquinkeliren:

19.

Wie, oder lern im Operntanz
Sechs Fuß empor dich schwingen,
Daß hoch und niedrer Pöbel ganz
Erstarr ob deinen Sprüngen:

20.

Dann wirst Du reiche Pension
Auf Lebenslang genießen:
Bey Kopf und Geist ist minder Lohn
Als wie bey Kehl und Füßen!

21.

Drum, trauter Bürger, hör und thu,
Was ich dir freundlich sage:
Bring den Achilles fein zur Ruh
Und ende Thetis Klage!

22.

In deines kleinen Dörfchens Schooß,
Wie glücklich kannst du leben!
Dort sitzt du auf weichem Moos,
Von Freunden rings umgeben:

23.

Und um dich lächelt die Natur
Im Thal und auf den Höhen:
Nichts reizenders, als diese Flur
Hat je mein Blick gesehen!

24.

So füllt der Sommer dir das Herz
Mit Paradiesesfreuden:
Und Mantchens Freundschaft, Goedkings Scherz
Kürzt dir des Winters Leiden!

25.

Sprengt wütiger Partheyen Schwarm
Dir manchmal Kopf und Busen,
Dann warten dein mit ofnem Arm
Apoll und alle Musen:

26.

Und singen dir im schönsten Chor
Der Liebe süße Lieder:
Entzückt hört sie dein lauschend Ohr:
Du singst sie Deutschland wieder!

27.

Auch ist noch eine Muse da,
Das Mädel, das ich meynel
Heil mir, der ich die Holde sah:
Die Welt hat nur die einel

28.

Und solch beneidenswerthes Glück
Willst Du nur halb genießen?
Willst es für Iliums Geschick
Und Mavors Brüllen missen?

29.

Sey Mensch! Geneuß mit Frölichkeit,
Was dir das Glück gegeben:
Denn jede nicht genoßne Zeit
Ist Null in unserm Leben!

Schummels hübsches Gedicht an Bürger, das der Forschung bis jetzt entgangen zu sein scheint, entnehme ich dem von Christian Heinrich Schmid herausgegebenen „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1780“ (Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung. S. 140—144). Es ist gegen Bürgers Unternehmung, den Homer zu übersetzen, gerichtet. Denn Schummel (1748—1813), obwohl Lehrer an der Klosterschule unserer lieben Frauen zu Magdeburg, später Professor der Geschichte und Prorektor am Elisabethum zu Breslau, war ein erklärter Feind alles Klassischen, umsomehr liebte er die volkstümliche Dichtung aus welcher er sich Matthias Claudius und Gottfried August Bürger als Lieblingspoeten erkoren hatte. Besonders letzteren zitierte er in allen seinen Schriften gar häufig. Bereits im Jahre 1767 hatte Bürger in Klogens „Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften“ „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer, nebst einigen Probe-fragmenten“ mitgeteilt. Und erst 1784, also gute vier Jahre nach Schummels Mahnung, übergab er die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, in Hexametern übersetzt, im „Journal von und für Deutschland“ der Öffentlichkeit. — In der 27. Strophe seines Gedichtes spielt Schummel auf Bürgers Molly, Auguste Leonhart, an, auf die Bürger, als er noch mit deren Schwester Dorette verheiratet war, sein berühmtes Gedicht: „Das Mädel, das ich meine“ gemacht hatte, und welche Schummel bei einem Besuch in Wöllmarshausen (so ist die richtige Schreibung) persönlich kennen gelernt hatte. Aber schon kurz nach Erscheinen des Gedichtes an Bürger, im Jahre 1780 siedelte dieser nach Appenrode über. — Die sechs besten Strophen des Gedichtes (die 1., 4., 12., 21., 22. und 29.), welche sich harmonisch zu einem abgerundeten Ganzen zusammenschließen, habe ich bereits in einem Vorwort zu Schummels vollendetster und humorvollster Leistung, der komi-tragischen Geschichte „Spizbart“ (zuerst Leipzig 1779 erschienen) mitgeteilt. Das Buch ist vor kurzem im Verlag von Georg Müller erschienen und zwar in der Sammlung „Die Bücher der Abtei Thelem“, begründet von Otto Julius Bierbaum, der sich gewiß im Grabe herumdrehen würde, wenn er wüßte, welche Bücher man neuerdings dieser Sammlung angegliedert hat. Auch Schummel mit seinem „Spizbart“, so lustig er zu lesen ist, gehört nicht in die Gesellschaft von Sterne, Diderot, Thümmel und Dularens, ebensowenig wie Smolett, die Gräfin La Fayette und Johann Gottwerth Müller. Auf Bitten des Verlags habe ich für Schummels Roman, dessen Text ohne meine Korrektur (er weist zahlreiche Druckfehler auf) bereits ausgedruckt im Thelemformat vorlag, ein Vorwort und die unumgänglich nötigen Anmerkungen verfaßt, da das Buch seit vielen Jahren mir wohl bekannt und kritisch durchstudiert war. Auf den 42 Seiten meines Vorworts habe ich das Wissenswerteste über Schummel und seine Werke mitgeteilt. Einige amüsante Nachträge, welche die Einleitung zu einem einzelnen Roman unnötig belastet hätten, werde ich später auf den Blättern unrer Zeitschrift veröffentlichen.

2.

Neues über eine Ludwig Devrient-Anekdote

In den bekannten „Devrient-Novellen“ von Heinrich Smidt (erste Ausgabe: Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1852) findet sich als zehnte Novelle „Ein Morgenstündchen bei Lutter“, worin der Verfasser die hübsche Schilderung eines Frühschoppens in der berühmten Berliner Weinstube giebt. Ein lustiges Intermezzo bildet die umständliche Manipulation eines Maurers, der eine Prise aus der Dose nimmt, während der es Devrient gelingt, eine ganze Flasche Sekt auszutrinken, ehe der Maurer seine Prise zu sich genommen hat. Die früheste gedruckte Quelle für diese Devrient-Anekdote findet sich, allerdings noch ohne Namensnennung, in einer Berliner Correspondenznachricht in Nr. 144 der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 25. Juli 1818. Wir lesen auf Spalte 1152:

Der Grundstein zu dem neuen Schauspielhause ist am 4. ds. feierlichst gelegt. Der Hr. G. Intendant hielt vor einer glänzenden Versammlung eine kurze, zweckmäßige Rede. Eine zweite, von dem Direktor des Baues, Hrn. Baurath Triest gehalten, war gleichfalls sehr gut, und enthält eine Stelle aus Schillers Glocke; doch bei den Worten: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß!“ lächelten viele von der Versammlung; man weiß, wie schwer bei unsern Maurergesellen der Schweiß zum Durchbruche kömmt. Manchem Zuhörer fiel dabei eine Anekdote ein, die sich hier vor kurzem zutrug. In einem bekannten Weinhause waren einige frohsinnige Männer versammelt. Gerad gegenüber wird gebauet. Auf dem Gerüste drüben steht ein Maurer; man bemerkt, daß dieser seine Tabaksdose herauszieht. „Was gilt es?“ sagt einer der Herren, „ich trinke eine Flasche Champagner aus, eh der Mann da mit der Priese fertig ist?“ Man wettet einige Flaschen Wein; der Champagner kömmt, und der Bühne hat eben das letzte Glas getrunken, als der Maurer den Tabak zur Nase führt. — Woher soll da der Schweiß kommen?

Miscellaneen

I.

Was dem Herausgeber einer Zeitschrift passieren kann

In der von Adolf Müllner anonym herausgegebenen Zeitschrift „Hekate. Ein literarisches Wochenblatt, redigirt und glossirt von Kogebues Schatten“. Jahrgang 1823, No. 27 findet sich auf S. 212 folgender Scherz:

Herrn Dr. Kuhn in Berlin, der Herausgeber des „Freimüthigen“, hat in Nr. 10 S. 40 seiner Zeitschrift unter Verheißung einer Champagner-Belohnung zur Auflösung des nachstehenden Rätsels aufgefordert:

Daß wahr mein Ganzes ist,
Kann in Berlin Dir jeder sagen;
Und wenn Du blind nicht bist,
Hast Du mein Erstes ohne fragen.
Nennst Du mein zweites auch noch so stille,
Ein jeder fügt das Vierte hinzu,
Es hat lange — Nun? Du siehst's ohne Brille!
So rathe doch: was? und hast es im Nu! —
Erblicken mußt Du das Dritte. — Nun, ist Dir's bekannt?
Lerne das Einmal Eins, so hast Du's genannt.

Ein originelles Rätsel, in der That! aber auch eine fast grausame Mystification desjenigen, den der Erfinder veranlaßt hat, es selbst öffentlich bekannt zu machen und dem Auflöser eine Belohnung zu verheißern. Das Erste ist sonder Zweifel das erste Wort des ersten Verses: Daß. Das Zweite wird genannt durch die vier Anfangsbuchstaben der vier folgenden Verse: Kuhn. (K U H N). Das Dritte ist das Anfangswort des sechsten Verses (und zugleich das Anfangswort des Einmaleins): Ein. Das Vierte endlich drücken wiederum die Anfangsbuchstaben der vier letzten Verse aus, man nennt es im Räthselstyle: Asinus cum puncto. Wie hat Herr Dr. K. sich so anführen lassen können? Eine Warnung für Journalisten, Räthsel nicht eher drucken zu lassen, bis sie selbst die Auflösung kennen gelernt haben.

2.

Ein Versehen Heinrich Ischoffes

In seiner anmutigen Erzählung „Das Goldmacherdorf“ hat sich Ischoffe einen ziemlich groben Schnitzer zuschulden kommen lassen. Es handelt sich um die Einschlebung eines Kapitels an eine falsche Stelle. Im Kapitel 19 („Glück führt oft zur Unglückschwelle“) setzt der neue Pfarrer dem Oswald, den man bis dahin als Schulmeister kennt, die Vorteile der Kleinkinderschulen auseinander. Oswald hat einige Bedenken gegen diese Neuerung, und auf einmal heißt es: „Der Herr Pfarrer konnte diesen Einwürfen des vorsichtigen Gemeindevorstehers nicht ganz unrecht geben“ usw. Etwas weiter unten wird dann gesagt: „Er (Oswald) besprach sich mit dem braven Schullehrer Johannes Zeiter“ usw. Im Kapitel 20 aber figuriert Oswald noch als der „sehr verständige Schulmeister“, und im Kapitel 21, das die Überschrift trägt: „Vom neuen Gemeindevorsteher und dem Löwenwirt“, wird erst geschildert, wie der Oswald sich den geschickten jungen Bauernsohn Johannes Zeiter zum Hilfslehrer nachzog, wie, als sich die Notwendigkeit der Erbschaftswahl zweier Gemeindevorsteher ergibt, der Pfarrer den Bauern den verdienstvollen Oswald empfiehlt, wie Oswald zum Vorsteher und Zeiter zum Schulmeister an seiner Stelle gewählt wird. Im Kapitel 22 endlich wird Oswald erster Gemeindevorsteher und nun erst rechtfertigt sich das zitierte Gespräch des 19. Kapitels zwischen dem „vorsichtigen Gemeindevorsteher“ und dem Pfarrer. — Das jetzige Kapitel „19“ darf also logischer Weise erst nach dem jetzigen Kapitel „22“ folgen, d. h. Kapitel „20“ müßte 19, Kapitel „21“ 20, Kapitel „22“ 21 und Kapitel „19“ 22 sein. Bemerket sei noch, daß sich die einleitenden Worte des Kapitels „19“: „In denselben Tagen“ usw. an das vorhergehende Kapitel auch nicht gut anlehnen, indem dort von bestimmten Tagen nicht die Rede ist. Besser würden sie sich machen im Anschluß an Kapitel „22“, sodaß wohl auch hieraus die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß Ischoffe das nachträglich geschriebene Kapitel — denn um ein solches handelt es sich — dorthin setzen wollte. Als ich im Bändchen von „Meyers Volksbücher“ den Fehler entdeckte, nahm ich an, daß es sich um einen solchen beim Umbrechen des Textes in der Druckerei handle, und glaubte, dem Verlag einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihn auf die Sache aufmerksam machte. Ich schrieb also und erhielt nach einigen Tagen vom Bibliographischen Institut in Leipzig einen Brief, in dem es neben dem Ausdruck des Dankes heißt: „Wir sind der Sache nachgegangen, sie liegt so: Das jetzige Kapitel 19 fehlte ursprünglich in den Original-Ausgaben (noch in der 5. von 1835 z. B., die die Leipziger Universitätsbibliothek besitzt): später ist es von Ischoffe selbst an die jetzige Stelle, also vor 20 und 21, eingeschoben worden, wobei denn Ischoffe freilich die von Ihnen gerügte Inkonsequenz verschuldete, die man wohl aber nicht willkürlich wird beseitigen dürfen. Reclams ‚Universalbibliothek‘, die, wie wir, mit Recht einer der letzten von Ischoffe selbst besorgten Ausgaben folgt, hat infolgedessen genau dieselbe Kapitelanordnung wie wir.“ — — Ich meine, wenn man schon glaubt, aus Pietät den Fehler nicht verbessern zu dürfen, müßten für die Zukunft wenigstens die Buchausgaben einen entsprechenden Hinweis enthalten.

M. Imperro.

Kreuz- und Querzüge

durch die Unterhaltungsliteratur der klassischen und
romantischen Literaturperiode

Es ist sehr gut, die von andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch einmal zu lesen, denn obgleich das Object einerley bleibt, so ist doch das Subject verschieden.

Lichtenberg

I.

Ein Frühwerk Heinrich Ischoffes

Die sieben Teufelsproben. || Eine ehrwürdige Legende für Katholiken und Protestanten. || Aus der alten Handschrift eines französischen Klosters || [Ovale Kupfervignette in Punktiermanier, ohne Namen des Künstlers, darstellend eine Landschaft mit aufgehender Sonne. Im Vordergrunde der heilige Martinus, der kleinen Urine unter das Busentuch greifend, zu S. 134 des Textes] ||

Stettin 1794. | bei Johann Sigismund Kaffke. [8° Titel, 172 S.]

Zunächst einige bibliographische Angaben: Die Aufnahme des Titels geschah nach dem in meinem Besitz befindlichen Exemplar. Ebenso findet sich der Titel bei Zayn-Gotendorf VII, 610, der nach einem ihm vorgelegenen Exemplar, (es befindet sich nach seiner Angabe eines auf der Königl. Bibliothek zu Berlin) noch zwei Blatt Verlagsanzeigen, welche mein Exemplar nicht aufweist, aufführt. Zayn bemerkt dazu: „Wohl die seltenste der pikanten Jugendarbeiten des Verfassers.“ Bei Holzmann-Bohatta (Anon. Lex.) findet sich die Angabe: „Berlin 1794“, wie bei Enslin-Engelmann I, 505, wo ergänzend Nicolai als Verleger angeführt wird. Auch der Titel lautet abweichend. Nach „Protestanten“ heißt es: „vom Verf. des Abellino.“ Da das Bücherlexikon von Heinsius aus dem Jahre 1798 (I. Suppl., I. Bd.) unsere obige Verlagsangabe hat, so ist anzunehmen, daß dies Büchlein später in Nicolais Verlag überging. 1793 u. 1795 waren bei Kaffke in Stettin noch desselben Verfassers „Schwärmereyen und Traum“ u. s. w. erschienen, während sich in diesem Verlag kein späteres Werk Ischoffes nachweisen läßt. Im Jahre 1800 aber erschienen bei Nicolai in Berlin „Kleine Schriften“ in 2 Theilen. Auf Wunsch des Verfassers hielt wohl Nicolai die Jahreszahl 1794 bei, um es als Jugendwerk auch äußerlich zu kennzeichnen. Wahrscheinlich handelt es sich auch um keine Neuausgabe, sondern nur um eine Ausgabe des ersten Drucks mit neuem Titel. Möglicherweise war der Kaffke'sche Verlag eingegangen und Nicolai hatte die Restausgabe übernommen. Das berühmte Werk „Abellino, der große Bandit“ war 1793 bei Sander in Berlin herausgekommen, die „Bibliothek nach der Mode. I. Th.“ 1793 in Frankfurt a. d. O., wo Ischoffe um die Zeit als Privatdozent tätig war. Das Buch mit dem tollen Titel: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerföhrer des heiligen Vehmgerichts. Eine Kunde der Väter“ erschien in zwei Bänden bei Maurer in Berlin 1795—1799. Andere Jugendwerke ähnlichen Schlages wollen wir in christlicher Milde übergehen. Keine der von uns genannten Schriften hat der sich allgemach aus den tiefsten Niederungen des Geistes herausarbeitende Verfasser in seine Gesamtausgaben aufgenommen, abgesehen vom „Abellino“ [so], aber als Schauspiel und völlig umgearbeitet.

„Die sieben Teufelsproben“ sind ein wahres Prachtstück an unfreiwilliger Komik, wildester Geschmacklosigkeit, derbem Jynismus und rohester Sinnlichkeit. Dabei nur ein Fragment. Unmotiviert, ohne ein Wort der Entschuldigung bricht die Geschichte plötzlich ab. Sie behandelt die Legende vom heiligen Martin von Tours (316–400), zum Teil sich an die Lebensbeschreibung des Sulpicius Severus anschließend, zum anderen ganz auf freier Erfindung beruhend. Selbstverständlich ist die auf dem Titel genannte französische Klosterhandschrift reine Fiction, obwohl der Verfasser auf S. 126 angibt, sie stamme aus dem Kloster St. Macaire bei Loches „im jetzigen Departement d'Indre et Loire.“ (Ein Mönch verkaufte die „Tentationes diabolicæ septem“ aus Armut einem Herrn de Basserville, der als Emigrant nach Mannheim kam und sie Ischokke bekannt machte). Der erste Teil des elenden Nachwerks, offenbar beeinflusst und angeregt durch Veit Webers „Sagen der Vorzeit“, ist in dramatischer Form, der zweite (von S. 117 ab) in epischer Form gegeben. Das erste Buch spielt in der Wohnung des alten Torquatus zu Ticinum. Er ist der Vater des Martinus, seine Gattin heißt hier Eusebia. Nach historischer Quelle wird Torquatus, der ja seinen Sohn gezwungen, Kriegsdienste zu nehmen, als alter Soldat geschildert. Ischokke macht einen wahren Bramarbas aus ihm, er kann nicht genug von Kriegsgreueln und Blutvergießen hören. Die Gattin ist sein erklärtes Gegenstück, sie sagt zu ihm: „Ihr wilden ungestümen Geschöpfe, die ihr euch Männer nennt, ihr wißt [so!] nicht, wie tief ein Weib empfinden kann.“ Ihr Gatte aber schreit: „Jo, dohl“, als der Sohn zu Besuch kommt, und Eusebia bemerkt: „Du bleibst doch immer der alte Torquat.“ In Begleitung des Martinus befindet sich der Centurio Burbo, ein wüster Geselle, der dem alten Torquat Kriegsgeschichten erzählen muß, je toller, desto besser. Dann lacht der alte Torquat: „Hi, hi, hi“ (S. 9, 23, 72 u. ö.), Burbo aber lacht in fein stilisierter Abstufung: „Ha, ha, ha!“ (S. 14, 36, 40, 53, 58, 79, 100, 106, hier sogar viermal: „Ha, ha, ha, ha!“) Es wird aber nicht nur laut gelacht in der Geschichte, es wird auch geliebt. Martinus, noch ein Zeide, trifft seine Jugendgespielin Helena, eine Christin, die ihn zu bekehren versucht. Von Burbo angefeuert, ruft der noch wilde Kriegsmann aus: „Ich will das Mädchen sehn, lieben und mich bei ihr im Rausch der Wollust vergessen.“ Auch die fromme Helena „gaffte ihn mit unerklärlicher Lust an.“ Dann denkt Martinus an ihre Kinderspiele zurück: „Wenn ich dich so ansehe, Mädchen, sehe wie diese Reize nun vollkommen entwickelt dastehn — wie dies alles — alles einst mein war!“ Es kommt dann zu einer Liebeszene, wo „ihr Busen unruhig emporsteigt“ und sie flüstert: „Verlaß mich, Gefährlicher!“ Aber bald schaut sie mit „schwimmendem Auge“ oder „gebrochenen Blicken“ zu ihm auf, und Martinus brüllt: „Ich bin ein Gott!“ Aber auch der Centurio Burbo ist nicht unthätig geblieben, er hat sich an Eusebia, Martins Mutter, herangemacht, er sagt zu ihr: „Dich Gattin nennen zu dürfen, ist der steilste Gipfel meiner Wünsche.“ Aber sie „verbirgt das Gesicht in den Busen“. Doch Burbo schmeichelt: „Wir wollen [zum Scherz] einmal behaupten, dieser schwellende Busen, den vergebens dein Gewand verstecken will, dessen Schnee jedes Auge magnetisch an sich fesselt) sey häßlich; wollen diese weichen Gliederformen, diese matten Ründungen der Schenkel umgestalt heißen.“ Endlich S. 42 heißt es: „ein wollüstiger Thau umschwamm ihr Auge“ und „treulos löste sich der keusche Gürtel — und ihre Tugend entfloh.“ „Der Geist des Vergnügens schwebte — herab.“ Dieses Verhältnis wird dann, als Martinus und Burbo wieder zum Heer zurück müssen, schändlich vom Liebhaber selbst an den Ehemann verraten, nachdem dieser den Weggang des Kriegers mit den Worten bedauert hat: „Wer wird dann mit mir hinter den vollen Pokälen [so!] jauchzen?“ Burbo will vor dem Abmarsch bei Eusebia „dem Morgen entgegenwachen“, aber der lauschende Ehemann stört die Szene, stürzt dem überraschten Liebhaber nach, greift zu und hat einen Strohwißch in der Hand. Warum

der Verfasser so unmotiviert zu dieser Zauberei greift, mag ihm selbst schleierhaft geblieben sein. Zwischen Martin und Helena hatte sich unterdessen ein eigenartiges Spiel begeben, denn sie wehrt plötzlich ihm, dem Heiden, alle Liebesbezeugungen ab. „Mädchen, jage nicht einen Elenden zur Verzweiflung“ ruft er. Bald darauf flüstert Helena wieder „mit namenloser Zuld“: „Ich liebe Dich!“ Dann spielt wieder romantische Stimmung hinein: „Der Mond glänzte trüb durch einen Wolkenflor; der Wind stöhnte schaurig durch das dürre Laub.“ Martin ruft: „Ich muß hinaus in das weite Feld und mich müde toben.“ — Helena, im Zwiespalt ihrer Gefühle, will das Gelübde ewiger Keuschheit ablegen. Herrliche Phrasen fließen hier aus des Dichters Feder. Dann aber hat Helena wieder wollüstige Träume: „Und als ich ihn — im Bade sah! — Himmel, welch eine Gestalt — wie wurde mir — warum floh ich nicht? — — Welche Gefühle wurden in mir regel!“ — Ein Traum „macht sie zur Sünderin.“ Sie sagt: „Liege ich vor dem Kreuz, so hängt er [Martin] an demselben. Seh' ich zur Mutter Gottes, so hält sie ihn in ihrem Arm.“ Aber sie bleibt dabei, das Gelübde abzulegen, und ihr Vater Balduin rät ihr zu. Auch Martin leugnet die Liebe ab, obwohl Burbo höhnisch bemerkt: „Wer wollte nicht andächtig das hölzerne Christusbild umarmen, um dafür von einem so weisen, weichen Paar Helenenarmen umschlungen zu werden?“ Aber Martin besucht von nun an die Christenversammlungen. Helena jedoch wird zwischen Gelübde und Wünschen hin und her geworfen: „Martinus war zu schön, um nur wenig von ihr geliebt zu werden. Des Nachts war er ihr Traum, am Tage ihr Seufzer.“ Phrasen wie „erbleichend zieht der Frevler den vermessenen Finger zurück“ sind nichts seltenes. Auf S. 84 f. wird die bekannte Legende, wie Martin dem Bettler den Mantel zuwirft, erzählt, aber den ganzen Mantel mit dem Schwert und warf die eine Hälfte einem unbedeckten, frierenden Bettler zu). Bald darauf folgt die Abschiedsszene zwischen Martin und Helena, unglaublich albern und läppisch. Wieder tritt der Kampf zwischen Liebe und Pflicht bei Helena in die Erscheinung: „Der Flor ihres Busens sank und stieg ungestüm,“ „sie wollte widerstreben, aber er war zu schön und sie zu sehr Mädchen.“ Auch hier spukt wieder Hexen- und Zauberkram durch die Geschichte. Auf rätselhafte Weise entsteht „von allen Seiten ein fürchterliches Gelächter,“ und Helena sagt erblappend: „Das ist Burbo!“ Nun folgt der Verfasser wieder der Ueberlieferung. Er schildert die Erscheinung des Heilandes: „es war, als saufete der Wind durch die Harfensaiten“ u. s. w. Martin wird durch den Bischof Hilarius getauft, und bald folgt der endgültige Abschied von Helena. Wie schon erwähnt, ist das „Zweite Buch“ im erzählenden Stil geschrieben, nur die späteren Gespräche mit Urine sind dialogisiert. Beim Abschied der beiden Kriegshelden von den Eltern des Martinus „wälzte Torquatus einen gräßlichen Blick [so!] auf den Burbo, ein Blick, der mehr sagte, als tausend Jungen in einem Jahrhundert.“ Von Martin wird gesagt: „Christus und Helena war seine Lösung“, wie sich denn noch eine stattliche Zahl unvergleichlicher Phrasen anführen ließen. Ischoffe folgt nun wieder dem Sulpicius Severus, bricht aber mit dem Gespräch zwischen Martin und Kaiser Julian und dem diesem folgenden wunderbaren Sieg ab, indem er dem Leser mitteilt, daß fünfzehn Folioseiten seiner Handschrift fehlen. Den letzten Teil des Schmöckers bildet die Erzählung vom heiligen Martin auf der Insel Gallinaria im Etrurischen Meere, wo er als Einsiedler alle Leidenschaften in sich ersterben läßt.

Die legendarische Ueberlieferung erzählt uns, daß er hier mit einem Priester einen heiligen Wandel geführt und nur von Wurzeln gelebt habe, wobei er sich mit Kieferswurz vergiftet, durch Gebet aber geheilt sei. Ischoffe geht aber eigne Wege und schildert die Versuchung durch ein blutjunges Mädchen in solch unverständlicher, sinnloser Phantastik, daß man

zweifeln muß, ob der junge Mann bei der Abfassung seine fünf Sinne beisammen gehabt hat. Ganz allein „trabt der gute Martin,“ wie ihn der Verfasser nennt, über die Insel, und bald besteht „der kleine Schwärmer“ (der Verfasser fällt mit solchen Bezeichnungen ganz aus seiner Rolle) die erste Teufelsprobe. Er hört das Geräusch von einem Geschwader Reuter, erhält von unsichtbarer Hand Prügel, er hört Burbo schreien, das Wimmern eines Weibes und sinkt betäubt nieder. Morgens findet er ein schlafendes Mädchen unter einem Rosenbusch: „Zwei nachlässig über einander geworfne Füßchen, so weiß und rein, wie mit Lilien geschminkt, ein Wuchs, ein Gliederbau, den die griechische Phryne des Praxiteles nicht schöner zeigte, als sie am Feste des Neptun in die Wellen des Alpheus stieg, ein Busen, der auch wohl den heiligen Antonius schwindeln gemacht hätte.“ Zu seinem Schrecken bemerkt er Blut an ihrer Stirn, er will untersuchen, ob ihr Herz noch schlägt, und seine Hand schleicht unter ihr Busentuch, aber wie von der Natter gebissen zieht er sie wieder zurück, da er „den Mädchenbusen unmittelbar berührt“ hatte. „Der verlegene Heilige bemerkt, daß er noch Fleisch und Blut hat“ (dazu vgl. die Titelvignette). „Freilich,“ schreibt der moralische Dichter, „der schüchterne, junge Heilige lebte nicht im kultivirten achtzehnten Jahrhundert, wo die Sittsamkeit verlegene Waare ist, die von zwölfjährigen Mädchen schon verachtet und von unbärtigen Knaben schon verspottet wird, wo die Professoren anticombabisch schwazzen und handeln, und ihre Schüler den Bordellwitz [so!] ihrer Meister applaudiren.“ Trotz nochmaliger Prüfung zieht der Heilige doch „die glückliche Hand“ zurück, und bald kommt das Mädchen wieder zu sich, drückt ihm die Hand und er verliert vor Entzücken die Sprache. Der mißtrauische Autor beruft sich hier freilich auf sein Manuscript und meint, daß bei Kenntnis desselben der Marquis de Groffe seinen „Genius“ vor Scham nie geschrieben hätte, weil gegen diese Wunder seine Wunderbarkeiten nur elende Späße seien. Das hübsche Mädchen heißt Arine und der Eremit „pflückt an ihrem Kleide,“ denn „Arine war schön und den Zwanzigern noch nicht entstiegen.“ In seiner Verlegenheit greift Martin zum Gebet und die Kleine betet mit ihm. Von besonderer Lusternheit ist die Szene, wo Arine mit dem Eremit allein nachts in dessen Zelle ist: „er so jung und feurigen Blutes reich, Arine so schön und liebespend.“ Die geschilderte „gefällige Unbefangenheit“ des Mädchens erinnert ganz an die spätere Art des von Wilhelm Hauff gemäßigten Claren. Mit behaglicher Ausführlichkeit schildert Ischoffe die Kämpfe des in Versuchung geratenen Einsiedlers. Auf alle Fragen nach ihrer Herkunft bleibt Arine stumm. Immer von neuem gerät Martin in die Gefahr, seinen Trieben nachzugeben, geschildert mit Worten, die unendlich komisch wirken: „Ich will wider die Reizungen meiner sinnlichen Natur ankämpfen, wohl mir, wenn ich überwinde,“ wobei er das Mädchen nicht aus seinen Armen läßt. Und auch bei ihr „stieg und sank der Busen so ungestüm; die Flucht hatte ihn vom Gewande halb gelöst . . . , daß Martin zuletzt seine Heiligenuniform vergaß.“ Auch das Mädchen seufzt und die Kräfte verlassen sie: „Ich habe den Odem verloren,“ stammelt sie gebrochen und der Einsiedler lispelt: „Du bist gefährlich, Arine“ und drückt einen Kuß auf den „weißen Schwanenhals.“ Damit ist es aber dem Schilderer noch lange nicht genug, die pikanten Situationen werden auf den folgenden Seiten weiter ausgemalt, bis sich ein neues Wunder begibt. Ein gräßlicher Orkan beginnt zu toben, wilder Donner erschallt, sieben schwarze Männer, gräßlich anzuschauen, erscheinen. Zwei neue schwarze Männer schleppen eine mit Ketten „reichlich beladene“ männliche Gestalt herbei, über die Gericht gehalten wird. Es folgt Verhör, Bitte um Gnade, dann aber wird über den Unglücklichen, einen Fürstendiener, der seinem Kaiser die schönsten Dirnen zugetrieben, Gelder unterschlagen hat, die Untertanen zu Marionetten, den Fürsten aber zum Despoten und dem Christentum abtrünnig gemacht hat, abgeurteilt. Eine „grausenreiche Stille folgt,“ dann wird der Greis zerstückelt: „Hoch flogen

die Blutstropfen in der Luft, weit scholl das Jetergeschrei des Sterbenden umher, der von seinem Mörder langsam abgeschlachtet wurde." — „Schon verkündete ein dumpfes Röcheln das nahende Ende des Geschlachteten, der sich mit verstümmelten Gliedern im blutigen Grase unter Todesmartern wälzte." — Ganz unmotiviert schneit in diese Szene eine fremde Gestalt hinein, daß die Richter mit lautem Geschrei zurückfliegen. Ein gellendes Gelächter der neuen Erscheinung verrät sie dem Heiligen: es ist Burbo! Martin sinkt ohnmächtig nieder, bis er bei Anbruch des Tages, im Duft des schönsten Morgens, von Urine wachgeküßt wird. An der Stelle des Richtplatzes findet Martin ein totes Reh mit offener Wunde. Das Rätsel der Nacht bleibt ungelöst, wie der ganze Knoten der Geschichte, die wie ein trübes Wasserlein im Sande verläuft. Der Heilige will dem schönen Mädchen entfliehen, aber kein Boot ist da, das ihn der Insel entführen kann. So wird er durch des Mädchens Reize immer wieder von neuem verlockt, in ihre Arme getrieben, der Busen spielt weiterhin seine gewohnte Rolle, aber der Sohn der Kirche widersteht, obwohl immer wieder „manche süße Anfechtung von Seiten der Sinnlichkeit" an ihn herantritt und Ischokke nicht müde wird, sie zu malen. Auch das Mädchen bleibt tugendhaft, weil es den Urgrund seiner Gefühle nicht kennt. So quält sich die Erzählung über den schleierlosen Busen, schwimmende Blicke, Küsse, Wanderungen durch die dichtesten Gänge des Waldes weiter, bis Urine strauchelt und das Knie verlegt. Urine zieht errötend ihr Gewand auf, damit der Heilige die Wunde verbindet. Da wird es ihm dunkel vor den Augen, die Hand zittert, das zum Auswaschen der Wunde geschöpfte Wasser entfließt, neues wird geschöpft, er nähert sich dem Knie, da schreit eine fremde Stimme: „Jesus!" — „Martin sah auf und erblickte die Tochter Balduins, die reizende Helena neben Urinen, o Wunder! und den schrecklichen Burbo daneben!" So schließt der Autor seine Legende und läßt seinen Leser in voller Verblüffung allein. Man möchte trotz des Tiefstandes unser heutigen Literatur meinen, daß solcher Unsinn jetzt, wenn auch geschrieben, doch nicht mehr gedruckt wird.

Nach den Mitteilungen seines Biographen Köpke machte Ludwig Tieck im Herbst des Jahres 1790 zu Frankfurt a. O. die persönliche Bekanntschaft des damaligen Studenten Ischokke, als dieser am Grabe von Tieck's Jugendfreunde Toll einige Worte der Erinnerung sprach. Er hatte sich erst spät zum Studium entschlossen und war vorher Theaterdichter bei einer Schauspielertruppe in Landsberg gewesen. Nach Tieck's eigenem Bericht sollen Ischokke's mannigfache Erfahrungen, sein männlich ausgebildetes Wesen und seine Verbheit ihm unter den Studenten ein bedeutendes Ansehen verschafft haben. Sechs Jahre später (also schon nach Erscheinen der „Sieben Teufelsproben") erneuerte Tieck durch Bernhardt die Bekanntschaft, aber Ischokke machte auf ihn einen abstoßenden Eindruck: „Sein Wesen war schroff, hart, vlerkantig". Er spielte den demokratischen Parteilmann und galt in Tieck's Augen für keinen wahrhaft patriotischen Deutschen. C. G. v. M.

Vermerk der Schriftleitung

Es wird nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß alle Manuskripte, Besprechungsexemplare, Kataloge u. a. nicht an den Verlag, sondern unmittelbar an den Herausgeber (München, Friedrichstraße 21) zu senden sind.

Herausgeber: Carl Georg von Maassen / Verlag: Horst Stobbe, München

EDMUND MEYER / BUCHHÄNDLER UND ANTIQUAR / BERLIN W. 35
POTSDAMERSTRASSE 28 / TELEFON AMT LÜTZOW 5850

Soeben erscheint: Katalog 52. Moderne Vorzugsdrucke, Liebhaberausgaben, Moderne Graphik, Künstler, Hand-
einbände usw. / Katalog 53. Neuerwerbungen v. Werken d. 15. bis 20. Jahrhds. / Katalog 54. Kunstblätter aller
Art. Nebst einem Anhang: Kunstbücher. / Bitte nur, falls wirkl. Interesse vorhanden, unberechnet zu verlangen.

Kataloge unentgeltlich

Kataloge unentgeltlich

**KUPFERSTICHE
ALTE UND NEUE BÜCHER**

kauft und verkauft

J. FRANK'S ANTIQUARIAT L. LAZARUS · WÜRZBURG

Demnächst



erscheint:

LAGERVERZEICHNIS 34

enthaltend Musterdrucke der Gegenwart und Verwandtes / Illustrierte Bücher
des 16.-19. Jahrhunderts / Inkunabeln / Einblattdrucke / Stammbücher und
Autographen / Farbige Ansichten / Alte und neue Kunstblätter / Eine umfang-
reiche Hogarth-Sammlung / Auf Wunsch kostenlose Zusendung

MARTIN BRESLAUER

Verlagsbuchhändler und Antiquar

Versteigerungsstelle: **BERLIN W. 8** Französischestr. 46/1
Fernsprecher: Zentrum 8723 / Telegramm-Adresse: Frühdruck Berlin

ALMANACH DER BÜCHERSTUBE
AUF DAS JAHR 1921

Mit Umschlagzeichnung von Alfred Kubin / Beiträge von Thomas Mann, Kurt Martens, Willy
Seidel u. a. / Bibliographie der Erstausgaben v. Wedekind / Ein kleiner typographischer Musterdruck

HORST STOBBE VERLAG MÜNCHEN

DIE BÜCHERSTUBE AM SIEGESTOR
HORST STOBBE / MÜNCHEN / LUDWIGSTR. 17a



I ch s u ch e z u k a u f e n

in einzelnen Exemplaren oder ganzen Sammlungen:

Wiegendrucke / Drucke moderner Pressen / Erstausgaben

Deutsche Literatur vom 15. Jhd. bis zur Gegenwart /

Illustr. Bücher (Holzschnitt u. Kupferstichwerke, Daumier,

Savarni, Doré, Menzel, Richter) / Kunstgeschichte /

Bibliographische Werke in allen Sprachen / Seltene

Zeitschriften (Pan, Insel) / Schöne Einbände /

Bibliophile Seltenheiten aller Art

*